





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Band 3 der vierteiligen Okastra-Saga

Götzenbrut

Mein Leben als Barbar

Belgien F 40 / Frankreich F 5,50 / Italien L 1400 / Luxemburg F 40 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 110



Götzenbrut

John Sinclair Nr. 319

Teil 3/4

von Jason Dark

erschienen am 14.08.1984

Titelbild von Maren/Clemente

Sinclair Crew

Götzenbrut

Götzenbrut Die Menschen hatten genau gewußt, was ihnen drohte und den Ort Campa fluchtartig verlassen. Zurück blieb eine Geisterstadt.

Doch aus England war ein Fremder gekommen.

Suko, der Chinese.

Er stand mutterseelenallein gegen eine Armee von weißen Monsterspinnen.

Diese menschengroßen Bestien hielten das Dorf besetzt und waren überall. Sie kamen vom Paß her, vom Friedhof, und sie nahmen den schmalen Weg zwischen den Häusern vollständig ein.

Suko hörte sie, wenn die Körper gegeneinander rieben oder sie mit ihren zahlreichen Füßen über den Boden hackten. Sogar auf den Dächern der Häuser hatte Suko die Spinnen gesehen, als monströse, stumme Wächter einer unheimlichen und für Suko noch nicht erklärbaren Magie.

Wie kam er weg? Der Weg nach vorn war ihm versperrt. Der in die entgegengesetzte Richtung ebenfalls, und ihm blieb praktisch nur eine einzige Chance. Er mußte sich den Weg freikämpfen.

Zum Glück besaß er eine Waffe, die für die weißen Monsterspinnen absolut tödlich war.

Seine Dämonenpeitsche. Er hatte bereits zwei Spinnen damit erledigt, nur war das Problem damit langfristig nicht gelöst, denn die anderen würden nicht aufgeben. Und sie waren in der Überzahl. Sie würden Suko das Leben schwermachen und ihn irgendwann einmal so erwischen, daß er keine Chance mehr besaß, mit dem Leben davonzukommen.

Der Inspektor war Realist, das sah er alles ein, doch es mußte einfach noch einen Weg geben.

Zum Glück waren die Spinnen nicht so nahe herangekommen, daß Suko jetzt schon gezwungen war, sich zu verteidigen. Er konnte noch nach einer Lösung Ausschau halten, wobei er seinen eigentlichen Grund für den Besuch in diesem kleinen Ort vergessen konnte.

Der Grund hieß John Sinclair. In London hatte man sich um den Geisterjäger Sorgen gemacht. Suko war geschickt worden, um ihm zur Seite zu stehen, bisher hatte er von seinem Freund nicht einmal einen kleinen Finger zu sehen bekommen.

Dafür die Spinnen.

Hinter sich vernahm er ein Krachen. Auf der Stelle wirbelte Suko herum, er rechnete damit, von einem Untier angegriffen zu werden.

Aber der Lärm hatte einen anderen Grund.

Eine der weißen Riesenspinnen hatte ihren Platz auf dem Dach verlassen und war nach unten gesprungen. Ein Fehlsprung, denn bevor sie den Boden erreichte, war sie in einer Oberleitung gelandet und hatte durch den Druck zwei Masten umgerissen.

Sie kippten allmählich dem Boden entgegen, während sich die Spinne in der Leitung verheddert hatte.

Es geschah, als sie Kontakt mit dem Boden bekam. Plötzlich war der Stromkreis geschlossen, und Suko sah plötzlich die blitzenden Spuren, die sich über den Körper der weißen Spinne legten, sehr heiß waren und das unheimliche Insekt entzündeten.

Plötzlich stand es in hellen Flammen.

Dann fuhr ein Windstoß herbei, traf die Flammen, fachte sie noch stärker an und wehte Suko einen scharfen Geruch entgegen, der vom Knistern und Knacken des Feuers begleitet wurde. Die Spinne wurde

von dem Feuer regelrecht eingeschmolzen.

Eine weniger, dachte Suko und erinnerte sich auch daran, daß durch die Zerstörung der Leitung die Verbindung zur Außenwelt abgeschnitten war. Telefonisch würde er keine Hilfe mehr herbeirufen können.

Während sich Suko wieder umdrehte, streifte sein Blick über die glatten Dächer der Häuser.

Manche waren von zwei Spinnen besetzt, und einige Tiere bewegten sich schnell voran, wobei sie mit grotesk wirkenden Sätzen von einem Dach zum nächsten sprangen.

Allmählich wurde es Zeit.

Wenn Suko zu Fuß lief, hatte er keine Chance, das sah er glasklar.

Es gab vielleicht noch eine Möglichkeit zur Flucht. Er mußte den Wagen des toten Bürgermeisters und Verräters Romero Sanchez benutzten.

Soviel Suko wußte, hatte der Mann den Schlüssel stecken lassen.

Der Fiat war also fahrbereit.

Er parkte am Brunnen, und das waren ungefähr zehn Schritte, die Suko zurücklegen mußte.

Da klirrte es rechts von ihm.

Es war die Scheibe eines Bodega-Fensters, das von zwei Spinnenbeinen eingetreten wurde. Die Glasscherben wirbelten dem Inspektor entgegen.

Suko riß die Arme hoch, um sein Gesicht vor den scharfen Splittern zu schützen. Und eine Sekunde später sah der Inspektor die weiße Monsterspinne, die durch das Fenster klettern wollte, aber darin steckenblieb.

Zwei Füße hatte sie nach vorn gestreckt. Sie schwangen auf und nieder, wobei sie Suko wie dürre Pferdebeine vorkamen. An den Bewegungen der Spinne erkannte der Inspektor, daß sie einen Rückzieher versuchte, damit aber scheiterte.

Der Chinese ließ sich die Chance nicht entgehen. Als er mit der Dämonenpeitsche zuschlug, hatte sich sein Gesicht verzerrt, einen solchen Haß empfand er gegen die Spinne.

Mit zwei wuchtigen Schlägen hieb er das widerliche Riesentier förmlich auseinander. Die Schale platzte wiederum auf und gab Suko die Sicht auf das Innere der Spinne frei.

Seine Augen wurden groß. Plötzlich hatte er das Gefühl, mit Eiswasser übergossen zu sein, denn innerhalb des Spinnenkörpers erkannte Suko die skelettierten Überreste eines Menschen und auch noch ein paar Kleidungsfetzen.

Er wußte genau, was Romero Sanchez getragen hatte!

Der Majodomo von Campa war einen schrecklichen Tod gestorben.

Gleichzeitig wurde Suko bewußt, daß ihm das gleiche Schicksal

widerfahren würde, wenn er in die Klauen einer Spinne geriet.

Das machte ihm klar, wie knapp die Zeit geworden war. Er durfte keine Sekunde mehr zögern, wenn er der mordenden Spinnenbrut entkommen wollte.

Suko startete.

Während er lief, schätzte er die Entfernung ab, die die Spinnen noch von dem Fiat trennte. In Yards kaum auszudrücken, aber es würde knapp werden.

Suko beeilte sich noch mehr. Seine Füße waren mit den wirbelnden Trommelstöcken eines Drummers zu vergleichen, und die hämmerten auf den mit rauhen Steinen bedeckten Boden.

Die Fahrertür des Wagens stand noch offen. Ein wirklicher Zufall, durch den Suko Sekunden gewann.

Kaum gelang es ihm, seinen Lauf zu stoppen, als er den Wagen erreichte. Sogar nach vorn rutschte er weg und fiel gegen die Tür, die bis zum Anschlag aufschwang und Suko sich an der oberen Kante festhielt, wobei er die Tür zu sich heranriß und sich gleichzeitig in den kleinen Wagen wuchtete.

Der Schlüssel steckte.

Suko betete, daß der Fiat ansprang, drehte den Zündschlüssel und hatte Glück.

Das Brummen des Motors und die leicht knatternden Geräusche des Auspuffs kamen ihm wie die schönste Musik vor.

Die Spinnen bildeten eine Reihe, und sie nahmen die gesamte Breite des Paßwegs ein.

Es war fraglich, ob Suko da durchkam. Deshalb mußte er noch warten, bis die Brut den Marktplatz erreicht hatte, denn dort würde sie sicherlich auseinanderfächern, weil dort wesentlich mehr Platz war.

Rückspiegel, Innenspiegel, nach vorn.

Sukos Blick war überall.

Und er sah nur noch Spinnen.

Etwas drückte den Wagen an seinem Heck nach unten. Als Suko sich umdrehte, sah er die Monsterspinne. Ihr häßliches Maul befand sich in Höhe der Heckscheibe, und sie hatte zwei ihrer acht Beine auf die Haube des Kofferraums gestemmt.

Deshalb das Federn nach unten.

Suko konnte nicht mehr zögern. Etwas heftig gab er Gas. Der Wagen kam mit den Hinterrädern nicht richtig weg, sie drehten sogar durch, und der Inspektor bekam sekundenlang ein beklemmendes Gefühl, dann aber hatte er es geschafft.

Freie Bahn!

Bis zu den Spinnen, und die hatten glücklicherweise den Weg verlassen und den Platz erreicht.

Es gab Zwischenräume.
Suko schaltete hoher. Während dieses Vorgangs hatte er seinen Blick starr nach vorn gerichtet und suchte eine Lücke zwischen den Monstern.
Der vierte Gang.
Suko wurde schnell.
Die Spinnen rückten näher. Mit jedem Meter, den der Inspektor zurücklegte, wurden sie größer, und ihm konnte schon angst und bange werden, wenn er in die häßlichen, aufgerissenen Mäuler schaute, die ihm die Spinnen entgegenstreckten.
Wo war die Lücke?
Weiter nach rechts?
Ja, da sah Suko sie. Zwei Spinnen waren auseinandergefächert.
Zwar bot die Distanz zwischen ihnen kaum Platz, aber wenn Suko riskant fuhr, mußte es zu schaffen sein.
Die Spinnen konnten mit einem Menschen etwas anfangen, da wußten sie genau, was sie zu tun hatten, aber mit diesem röhrenden, rasenden, roten Wagen kamen sie nicht zurecht.
Hart umklammerte der Chinese das Lenkrad. Er durfte sich auf keinen Fall mehr ablenken lassen.
Alles oder nichts, hieß die Devise.
Suko riskierte alles!
Und er war da. Plötzlich sah er die Körper der weißen Riesenspinnen seitlich. Für ihn ein Beweis, daß er die Lücke gefunden hatte und hindurchwischte.
Er konnte bereits wieder den kleinen Paßweg sehen, der hoch zum Friedhof führte. Im Moment war er leer, und Suko hoffte, daß es auch weiterhin so blieb.
Da bekam der Fiat den Schlag. Eine Autoscheibe ging zu Bruch.
Der Wagen schleuderte nach links. Suko spürte auch, daß sich etwas verändert hatte, und zwar schien der Fiat mit einem Gewicht belastet zu sein.
Er warf einen Blick über die Schulter.
Im Bruchteil einer Sekunde erkannte der Chinese, was ihm widerfahren war. Das Spinnenbein hatte nicht nur Wagen und Fenster getroffen, sondern sich auch an einer Kante verhakt. Aus diesem Grunde wurde das Monstrum auch mitgezogen.
Das hatte Suko noch gefehlt.
Eine Spinne besitzt acht Beine. Sieben waren demnach noch frei, und damit konnte sie auch den Wagen während der Fahrt zertrümmern.
Er mußte die Spinne loswerden.
Anhalten und sich ihr zum Kampf stellen, konnte er nicht. Die anderen würden sich auf ihn stürzen, bevor er noch »Piep« sagen konnte. Es gab nur eine Möglichkeit. Suko wollte durch riskante

Fahrmanöver und durch Ausnutzen der Fliehkraft versuchen, die Spinne von ihrem Fensterplatz zu schleudern.

Zum Glück besaß er einigermaßen Platz auf dem freien Teil des Marktes. Er fuhr Slalom. Mit dem Kreuz hatte sich der Inspektor fest gegen die Rückenlehne gepreßt, hart hielt er das Lenkrad umklammert, und seine Fingerknöchel sprangen weiß und spitz hervor.

Einmal nach rechts, dann nach links drehte er das Steuer. Dabei ziemlich heftig, so daß sich Suko schon selbst wie auf einem Karussell vorkam und nicht wie in einem Auto.

Die Reifen radierten über das katzenkopfartige Pflastergestein.

Irgendwie mußte es der Spinne unfreiwillig gelungen sein, den Türverschluß aufzubekommen, denn die rechte hintere Wagentür sprang plötzlich auf, der Fahrtwind jagte stärker in den Wagen und wirbelte im vorderen Teil zu einem Sog zusammen.

Schon nach wenigen Sekunden stellte Suko fest, daß es keinen Sinn hatte, Schlangenlinien zu fahren. Er mußte zu einem anderen Mittel greifen und zog den Fiat in eine Linkskurve.

Er ging so scharf und schnell an, wie es ihm möglich war. Jetzt machte sich die Fliehkraft bemerkbar. Sie hob die Spinne an und drückte sie in die entgegengesetzte Richtung.

Wieder schaute Suko nach hinten.

In der Luft hing die Spinne. Noch hielt sie sich fest. Sogar mit drei Beinen, die anderen pendelten, und der Körper war in eine Kreisbewegung gezogen worden.

Suko bekam fast einen Drehwurm.

Er sah die Häuser und den Pfad zum Friedhof noch nur als huschende Schatten. Ebenso erging es ihm mit dem Brunnen. Die Reifen qualmten sogar, ihr Jaulen war Sukos Begleitmusik, und der Fiat neigte sich schon gefährlich weit zur Seite.

Noch eine Kurve wollte Suko fahren. Half das nichts, mußte er in den Weg preschen. Vielleicht gelang es ihm dort, die verdammte Monsterspinne an einer Felsecke abzustreifen.

Er hatte die Kurve kaum angefahren, als er den Ruck spürte. Er übertrug sich auf den Wagen. Fast hatte der Inspektor das Lenkrad noch verrissen und den Fiat gegen eine Wand gesetzt. Im letzten Augenblick konnte er gegenlenken, bekam den Wagen wieder in die Spur, ging vom Gas, wurde langsamer und konnte auch den Wegeinschnitt erkennen.

Er sah noch mehr!

Nicht weit von der Einmündung entfernt lag die Spinne. Noch immer hielt sie die Tür fest. Mit ihrer unheimlichen Kraft hatte sie diese aus dem Wagen gerissen. So fuhr der Inspektor nur mehr mit drei Türen weiter. Das war ihm egal. Bei diesem Kampf gab es keinen Preis für

irgendwelche Schönheiten. Hier ging es ums nackte Leben.

Die Kreiserei hatte auch ihn schwindlig gemacht. In seinem Hirn kreiste es noch immer, als er geradeaus weiterfuhr. Dabei hatte Suko sogar Mühe, die Einmündung des kleinen Paßwegs zu erkennen.

Kurz bevor er hineinstach, schaute er noch einmal in den Rückspiegel.

Die Spinnenflut war weit hinter ihm geblieben. Dabei sah er eine Szene, die auch aus einem Film hätte stammen können. Zwei weiße Monsterspinnen sprangen gemeinsam vom Dach und landeten auf der Straße.

Einige von ihnen hatten sich schon wieder neu orientiert. Und zwar konnten sie es nicht auf sich sitzen lassen, daß Suko entkam.

Sie nahmen bereits die Verfolgung auf.

»Auch das noch!« preßte der Inspektor hervor und gab gleichzeitig Gas. Der Fiat preschte förmlich in den Weg hinein, der zunächst mit hoher Geschwindigkeit durchfahren werden konnte, bevor die erste Kurve auftauchte, und die war verdammt eng.

Suko mußte vom Gas, wollte er nicht gegen die Felswand geschleudert werden.

Vorsichtig ging er mit dem Pedal um, nahm die erste Rechtskurve, der sofort eine in entgegengesetzter Richtung folgte, durchfuhr sie mit jaulenden Reifen, sah vor sich den Weg ansteigen und auch die weiße Monsterspinne, die ihn versperrte…

***

Hinter Claudia Darwood lag eine Hölle!

Wäre sie noch ein Schulkind gewesen und hätte eine Nacherzählung schreiben müssen, sie wäre nicht mehr in der Lage gewesen, all die Ereignisse nachzuvollziehen, die ihr innerhalb von Stunden widerfahren waren.

Claudia war in einen Taumel des Schreckens geraten, und sie wußte nicht, ob sie ihm jeweils wieder entrinnen würde.

Zwischendurch war sie mal bewußtlos gewesen, und als sie das letztemal erwachte, war wieder alles anders.

Diesmal befand sie sich nahe der Person, die hinter allem stand.

Dem Baal-Diener Okastra!

Und gehalten wurde Claudia von zwei Spinnenbeinen, die fest in ihren Körper drückten, so daß sie keine Chance hatte, sich davon zu befreien.

Sie war zwar erwacht, dennoch bekam sie nicht richtig mit, was um sie herum genau vorging. Alles war zu unwirklich, zu schrecklich, einfach nicht mehr faßbar.

Der Mensch stumpft rasch ab, auch gegen die Schrecken der Umwelt.

Was einen vor kurzem noch bis ins Mark getroffen hat, interessiert

nicht mehr.
So erging es Claudia!
Bis zu dem Punkt, als sie eine Stimme hörte, die sie aufhorchen ließ, denn sie kam ihr bekannt vor.
Es war die Stimme eines Mannes.
John Sinclair!
Zunächst glaubte sie an einen Traum, doch es war keiner. Die Stimme bildete sie sich nicht ein, sie redete weiter, und später merkte Claudia, daß sich John Sinclair mit ihrem größten Feind unterhielt: Okastra!
Claudia, Sinclair, die Spinnen und auch ihr gemeinsamer Feind waren noch immer in Okastras Grusel-Keller gefangen, der gleichzeitig ein Reich der weißen Monsterspinnen war. Aber Sinclair schien es besser zu gehen, denn er ließ sich von Okastra nichts sagen. Im Gegenteil, er stellte selbst Bedingungen, denn er wollte, daß Okastra sie, Claudia Darwood, freigab.
Wenn nur nicht das dumpfe Gefühl im Kopf gewesen wäre, hätte sie mehr verstehen können. So aber mußte sie sich mit Wortfetzen zufriedengeben, merkte schließlich doch, daß Okastra auf John Sinclairs Bedingungen einging und der Spinne den Befehl gab, sie loszulassen.
Claudia fiel in das Netz!
Zum erstenmal seit langer Zeit war sie wieder frei. Das heißt, die beiden Spinnenbeine hielten sie nicht mehr fest, und sie konnte wieder freier atmen.
Jetzt lag sie zum erstenmal im Netz, und sie erinnerte sich an die andere weibliche Gefangene, deren Namen sie plötzlich vergessen hatte.
Diese Frau hatte ebenfalls im Netz gelegen und war von einer Spinne geholt und verschluckt worden.
Claudia hatte Angst, daß ihr das gleiche Schicksal widerfuhr. Zum Glück blieb sie verschont.
Dafür konnte sie dem Dialog der beiden so unterschiedlichen Personen zuhören.
Der eine war ein Mensch. Blonde Haare, blaugraue Augen, überdurchschnittlich groß, ein Mann in den besten Jahren, der aus London kam und für Scotland Yard arbeitete.
Eben John Sinclair!
Der andere eine widerliche Gestalt. Umhüllt von blauem Nebel, kaum zu erkennen, nur mehr als braune Masse zu ahnen, in der die beiden glühenden roten Augen besonders auffielen.
Ihm gehorchten die Spinnen.
Und er trug eine sehr gefährliche Waffe. Ein Schwert, dessen Klinge zwei verschiedene Hälften besaß, die beim Zuschlagen jeweils

unterschiedlich reagierten.

Dies erklärte Okastra seinem Gegner auch und hielt die Klinge dabei so dicht vor Sinclairs Gesicht, daß dieser sich nicht wehren konnte. Der Mann aus London sprach zwar, aber er agierte nicht.

Auch Claudia brachte kein Wort hervor. Wie gern hätte sie geschrien, sich bemerkbar gemacht, irgend etwas gesagt, sosehr sie sich auch anstrengte, die Lippen blieben verschlossen. So konnte sie nur dem Dialog der beiden Feinde lauschen.

Hierbei ging es um den Dolch.

Ein Ziel hatte der Geisterjäger erreicht. Claudia war freigelassen worden.

Nun wollte Okastra, daß seine Bedingungen erfüllt wurden.

Glashart hatte er seine Forderungen gestellt, denn es ging weiterhin um Claudias Leben. Sie gehörte neben den gefährlichen Monsterspinnen zu seinen Trumpfkarten. Acht mutierte Tiere lauerten noch im Hintergrund.

Mochte John Sinclair noch so schnell und gut sein, gegen diese Übermacht kam er nicht an.

Die Engländerin wunderte sich, wie klar und nüchtern sie die Lage einschätzen konnte. Daran merkte sie, daß sie sich ein wenig erholt hatte.

Würde Sinclair den Dolch abgeben?

Diese Frage beschäftigte sie. Und Claudia konnte aus ihrer Perspektive zuschauen, wie sich die Hand des Mannes dem Gürtel näherte, denn dort steckte die Waffe.

Er würde sie also abgeben.

Ihretwillen!

Nein, wollte sie schreien. Tu es nicht, da war es schon zu spät, John Sinclair hatte den Dolch gezogen.

Aus seinem Mund drang ein Schrei, als er sich seinem Gegner entgegenwarf und in die blaue Nebelwolke eintauchte.

Für einen winzigen Moment konnte ihn Claudia noch klar erkennen, und sie sah auch, daß Okastra reagierte.

Mit der blauen Seite seines Schwerts schlug er zu.

Er traf Sinclairs Nacken!

Aus, vorbei! Tot, vernichtet!

An nichts anderes konnte Claudia denken. Sie rechnete damit, den Kopf des Engländers vor ihre Füße fallen zu sehen und wunderte sich, daß dies nicht geschah.

Sie sah ihn überhaupt nicht mehr.

Sinclair war verschwunden!

Claudia Darwood spürte ihren eigenen Herzschlag überdeutlich.

Eigentlich hatte sie gedacht, daß sie nichts mehr erschüttern konnte, nach dem, was alles hinter ihr lag, doch diese Überraschung war fast

noch schlimmer als ihr eigenes Leiden.

Ein Mensch hatte sich aufgelöst, einfach aufgehört zu existieren.

Darüber mußte sie erst einmal hinwegkommen.

Sinclair war nicht mehr da, aber Okastra gab es noch. Und er lachte, wie Claudia noch nie in ihrem Leben jemand lachen gehört hatte.

So hart, so grausam, so voller Triumph und Siegessicherheit, denn er war der Gewinner in diesem mörderischen Spiel.

Nebel umwallte ihn. In diesem Nebel war John Sinclair hineingetaucht. Gehörte er jetzt vielleicht auch dazu?

Der Gedanke war einfach zu schrecklich für die Frau, um ihn weiterspinnen zu können, außerdem hatte ihr Okastra etwas zu sagen, denn er wandte sich ihr zu.

»Weißt du nun, was mit dem geschieht, der versucht, mich zu hintergehen?«

Claudia konnte nicht sprechen.

Okastra redete weiter. »Der wird die Strafen des Dämons Baal erleiden, denn die Götzenbrut wird ihn vernichten. Es gibt für Sinclair kein Zurück mehr. Er ist ein Geist geworden. Der Körper verschwunden, nur der Geist lebt noch.«

»Kann er keinen anderen Körper finden?« Auf einmal konnte sie wieder sprechen.

Okastra lachte. Seine roten Augen funkelten dabei wie blutige Sterne.

»Vielleicht findet er einen anderen Körper. Niemand kann garantieren, daß es ein menschlicher sein wird.«

Nach dieser Antwort beschleunigte sich der Herzschlag der Frau noch mehr. »Wieso garantieren?« hauchte sie.

»Er kann ebenfalls in den Körper eines Tieres hineinrutschen. Das wäre doch was, nicht wahr? John Sinclair als Hund oder als Katze. Du kannst es dir aussuchen? Was hättest du lieber?«

»Hör auf, hör auf…!« Ihre Schreie gellten durch den Grusel-Keller und Okastra weidete sich am Entsetzen dieser gefangenen Frau. Aus der Nebelwolke stach plötzlich seine Sarazenen-Klinge hervor. Die Spitze näherte sich gefährlich nahe dem Hals der im Netz liegenden und gefangenen Frau.

»Ich könnte zustoßen, aber das wäre zu billig. Dieser Geisterjäger reicht mir. Dich werde ich meinen Spinnen überlassen. Sie haben den Weg in die Freiheit gefunden. Als Gnade gewähre ich dir noch zum letztenmal den Anblick der Sonne. Hör gut zu. Die Spinnen werden dich packen und mitnehmen. Der Friedhof ist ihr Ziel. Dort wirst du sterben. Deine Leiche kann neben dem Torso deines Bruders vermodern. Keiner wird sich um euch kümmern. Keiner…«

Mit diesen Worten drehte er sich ab und verschwand laut lachend.

Den Spinnen jedoch hatte er den Befehl gegeben. Claudia fühlte wieder die beiden Enden der Beine, die in ihren Körper drückten und

wurde im nächsten Moment in die Höhe gehievt.
Sterben sollte sie.
Aber nicht in diesen Grusel-Höhlen, sondern auf dem Friedhof.
Ein kaum zu fassender Gedanke.
Sie begann zu schreien. Und sie schrie noch, als die Spinne bereits an einem Faden in die Höhe kletterte.

***

Suko sah die verfluchte Spinnen, fuhr weiter, wurde aber langsamer und schätzte gleichzeitig die Breite des Weges ab.
Nein, da kam er nicht vorbei!
Spinne und Wagen zusammen packte er nicht. Das war unmöglich. Es blieb kaum eine Lücke.
Es blieb nur die Möglichkeit für Suko, den Fiat abzustoppen, ihn zu verlassen, auszusteigen und sich zum Kampf zu stellen.
Das wollte die Monsterspinne nicht!
Hatte sie bisher wie ein künstliches Objekt dagestanden und gelauert, setzte sie sich plötzlich in Bewegung. Dabei schien ein unsichtbarer Lenker sie zu führen, denn das hastige Trappeln der Beine kam Suko vor, als würden die Gelenke der Spinne an kleinen Fäden hängen.
Da blieb keine Zeit mehr, auszusteigen. Es gab noch eine Chance für den Chinesen.
Er hielt drauf!
Die Reifen drehten beim schnellen Start durch. Tief trat der Inspektor das Gaspedal nach unten. Der Motor drehte in hohen Touren, und in Sekundenschnelle wurde die Spinne größer. Sie wuchs förmlich zu einem gewaltigen Klumpen heran.
Angeschnallt hatte sich Suko nicht. Ihm war einfach nicht die Zeit geblieben, deshalb stützte er sich am Lenkrad so gut ab, wie es eben möglich war, drückte sich selbst die Daumen und kollidierte mit der Spinne.
Im ersten Moment hatte er das Gefühl, gegen eine Mauer gefahren zu sein, denn die Räder des Fiats drehten durch. Der Wagen wollte sich nicht mehr von der Stelle bewegen, er ruckte nach vorn. Die Reifen schleuderten Steine und Staub in die Hohe. Am Kühlergrill war etwas mit einem häßlichen Kreischen zu Bruch gegangen, doch Suko machte keinen Rückzieher. Er wollte durch und gab noch mehr Gas.
Der Fiat fuhr.
Es kam dem Inspektor zugute, daß die Spinne relativ hohe Beine hatte.
Zwar konnte er nicht unter ihrem Oberkörper durchfahren, aber die Beine des Monstertiers knickten weg, die Spinne selbst kippte zur Seite und wurde mit dem Rücken an den Felsen gepreßt.
Nicht alle Beine waren eingeklemmt. Einige bewegten sich. Suko

vernahm die Schläge gegen das Blech. Ein unheimlicher Trommler schien sich den Wagen als Ziel ausgesucht zu haben, und auch die Scheiben hielten nicht mehr.

Spinnenbeine hieben dagegen.

Glas zerplatzte. An der Frontscheibe sah Suko plötzlich ein gezacktes Muster. Zum Glück an der Beifahrerseite dichter als an seiner, so daß er durchsehen konnte.

Er schob den Wagen förmlich vorbei und verließ auch nicht den Weg.

Zwar drehten die Räder an der linken Seite des Wegs dicht am Abgrund entlang, sie rutschten aber nicht weg, und Suko konnte endlich wieder auf das Gaspedal drücken.

Der Wagen bekam Fahrt. Ruckartig zunächst schob er sich vor.

Suko drehte das Lenkrad nach rechts, so daß es ihm gelang, auf die Mitte des Weges zu kommen.

Er rollte in eine Rechtskurve hinein, stoppte dort und stieg aus, denn eine gewisse Zeit wollte er sich nehmen.

Suko hatte den Wagen kaum verlassen, als er die Dämonenpeitsche schlagbereit in der rechten Hand hielt.

Die Spinne hatte trotz ihrer Größe die Kollision nicht gut überstanden.

An der Felswand war sie nach unten gerutscht, lag nun auf dem Rücken und war wehrlos.

Für Suko ideal.

Gegen die Kraft der Peitsche konnte auch eine Monsterspinne nichts ausrichten. Dreimal schlug Suko gegen den Unterleib und vernichtete das Tier.

Ein hartes Lächeln hatte sich um Sukos Lippen gelegt. So einfach wollte er es seinen Gegnern nicht machen. Sie sollten spüren, daß mit ihm zu rechnen war.

Er schaute sich den Wagen an. Die Zeit mußte er sich einfach lassen, denn der Fiat war zu einem lebensrettenden Gefährt geworden.

Die Spinne hatte ihn hart am rechten Kotflügel erwischt und das Blech nach innen gedrückt. Und zwar so weit, daß auch der Reifen berührt wurde.

Der Inspektor packte zu. Er kantete das Blech nach außen. Auf die anderen Kratzer und Abschürfungen achtete er nicht.

Als Suko hinter dem Steuer saß, hoffte er, daß es die letzte Überraschung dieser Art gewesen war. Es reichte ihm schon, daß die Spinnen hinter ihm herwaren, in die Zange wollte er sich nicht nehmen lassen.

Suko fuhr weiter.

Von seinen Verfolgern sah er nichts, auch wenn er in Innen- und Rückspiegel schaute. Der Weg war zu kurvenreich. Es gab zu viele

Sichthindernisse.
Die Reifen hatten zum Glück gehalten. So konnte Suko starten und kam auch gut weg.
Den Rest der Wegstrecke blieb er unbehelligt. Es dauerte nicht mehr lange, da verbreiterte sich der Weg, und Suko konnte seinen Blick über den Friedhof werfen.
Ein trügerisches Areal, das er mittlerweile kennengelernt hatte.
Gräber, Grabsteine, schmale Wege, und eine hinterlistige Falle, in die Suko fast hineingerutscht wäre.
Es war ihm schon etwas seltsam, mit einem Auto auf den Friedhof zu fahren. Er dachte nur nicht daran, den Wagen wieder aufzugeben, denn mit ihm würde er über den Paß fahren, um anschließend die Klippen hinab zum Meer zu klettern.
Soweit allerdings war es noch nicht. Es gab da einige Probleme.
Unter anderem John Sinclair.
Seinetwegen war Suko gekommen, doch den Geisterjäger hatte er bisher noch nicht zu Gesicht bekommen. Das ließ natürlich auf einiges schließen. Suko wollte zwar nicht das Schlimmste annehmen, rechnen mußte er aber damit.
Bis zur Kapelle fuhr er durch, stoppte den Wagen dort und stieg aus.
Es war noch gar nicht lange her, da hatte er mit Sanchez auf dem Friedhof gestanden.
Der Majodomo hatte ihn umbringen wollen. Suko war dort zum erstenmal klargeworden, daß hier einige Menschen mit den Mächten der Finsternis unter einer Decke steckten.
Und ein bestimmtes Grab nahm da eine gewisse Schlüsselrolle ein.
Es war das mit dem auffallenden Grabstein. Dieser Stein zeigte einen Engel, der in einer Hand ein Schwert und in der anderen einen Totenschädel hielt. Dabei wies das Schwert zu Boden, der Totenschädel lag auf der Hand der Figur.
Aber war es noch eine Figur?
Nein, der Stein war abgebröckelt und hatte denjenigen preisgegeben, der sich unter ihm befand.
Ein gewisser Sanchez. Und zwar der Ahnherr des Bürgermeisters, der sich vor vielen hundert Jahren gegen Okastra gestellt und versucht hatte, die schlimmen Zeiten aufzuhalten. Dies war ihm nicht gelungen, und so hatte sich eine Pattsituation ergeben. Und noch etwas konnte man als außergewöhnlich bezeichnen.
Die Leiche unter dem Stein war nicht zerstört worden. Sie wirkte wie eine Mumie, wobei sie in der Größe nicht zusammengeschrumpft war.
Es rann Suko kalt den Rücken hinab, als er sich das Grabmal aus der Ferne anschaute. Bis vor kurzem noch war er davon überzeugt gewesen, daß die Figur mit dem Schwert und dem Totenschädel lebte. Genaueres konnte er darüber nicht sagen.

Er befand sich noch einige Schritte vom Grab entfernt, als er feststellte, daß es sich noch immer nicht geschlossen hatte. Nach wie vor bildete es eine Falle, und nach wie vor lag der kopflose Körper des Henry Darwood davor.

Vor dem Grab blieb Suko stehen. Er schaute hinein, sah in die dunkle Tiefe und dachte daran, daß der Berg, auf dem er sich befand, in seinem Innern ein schreckliches Geheimnis verbarg. Es war das Reich der Monsterspinnen.

Wer sie an ihrem Kern treffen wollte, mußte eigentlich in den Berg hineinklettern, wobei Suko mittlerweile davon überzeugt war, daß es John Sinclair geschafft hatte. Möglicherweise fand er dort seinen besten Freund.

Tot oder lebendig.

Der Inspektor schwitzte trotz des kühlen Windes, der über den einsamen Bergfriedhof wehte. Selten in seinem Leben hatte er sich in einer so starken Zwickmühle befunden. Er wußte wirklich nicht, was er zuerst machen sollte.

Da war einmal das Schicksal seines Freundes. Zum anderen auch die Spinnen, die sich an Sukos Verfolgung gemacht hatten und bald auf dem Friedhof erscheinen würden.

Das Innere des Berges war kein Versteck für den Inspektor.

Und dann gab es da noch das Denkmal. Mit einem Menschen, der schon längst gestorben war und dennoch so seltsam aussah.

Suko dachte darüber nach, ob er diesem Toten eine Information entlocken konnte. Er hatte das Gefühl, als würde in dem Mann mit dem Schwert noch Leben stecken.

Nur, wie sollte er das herausfinden?

Die Entscheidung wurde ihm abgenommen. Suko, der wieder einen Blick in die Tiefe warf, glaubte, so etwas wie eine Bewegung erkannt zu haben. Genaues hatte er nicht gesehen. Es konnte auch eine Veränderung der Dunkelheit sein oder ähnliches, jedenfalls hatte sich seiner Ansicht nach etwas verändert.

Und so blieb er stehen. Etwas tanzte vor ihm in der Öffnung. Es schwankte von einer Seite zur anderen, so daß Suko Mühe hatte, dieses Etwas zu identifizieren.

Bis er den Faden sah.

In diesem Augenblick ging ihm ein ganzer Kronleuchter auf. Was da aus dem Grab klettern wollte, war eine Monsterspinne.

Also hatten doch nicht alle die Tiefe des Berges verlassen. Es wurden immer mehr Gegner.

Suko veränderte seinen Standort. Er blieb nicht mehr vor dem Grab stehen, sondern ging vorsichtig zurück und suchte Deckung hinter einem kantigen Grabstein, der die Form eines Rechtecks mit abgerundeten Kanten aufwies. Dort blieb er zunächst hocken.

Sekunden vergingen.
Ruhe herrschte auf dem Friedhof. Hoch über Suko zogen in der Luft einige schwarze Vögel ihre Kreise, das war alles, was er an Tieren sah.
Auf dem Totenacker selbst hielten sie sich zurück. Wahrscheinlich spürten die Tiere das unheimliche Flair stärker als die Menschen.
Der Inspektor ließ das offene Grab nicht aus den Augen. Lange brauchte er nicht zu warten.
Die Spinne schob sich aus der Öffnung. Sie hatte Mühe, ihren Körper durch das Rechteck zu drücken, schabte mit den Seiten an den Rändern entlang und kam schließlich ins Freie.
Suko hatte sich hinter seine Deckung geduckt. Er sah zwar die Spinne, aber, was für ihn viel wichtiger war, er entdeckte auch das, was die Spinne zwischen den beiden Vorderfüßen hielt.
Eine Frau!
In diesem Fall waren die Akteure vor Überraschungen nicht sicher.
Und auch Suko erlebte stets neue. Er hatte die Frau zwar nie gesehen, aber sie war ihm in London beschrieben worden.
Es konnte sich nur um Claudia Darwood handeln.
Sie befand sich in der Gewalt der Spinnen, und sie lebte noch, wie Suko erkennen konnte.
Selbst ein Mann wie der Chinese wurde bei diesem Anblick nervös. Er fragte sich, aus welchem Grund die Spinne Claudia Darwood nicht getötet hatte. War sie zu einem Spielzeug degradiert worden?
Noch hatte das Monstertier den Chinesen nicht gesehen, und Suko machte sich noch kleiner, als er hinter der rechten Seite des Steins hervorpeilte.
Die Spinne hatte das Innere des Berges verlassen. Auf sechs Beinen bewegte sie sich in Sukos Richtung, kam aber nicht bis zum Grabstein, sondern blieb auf halber Strecke stehen.
Suko stand auf.
Nicht hastig, nicht schnell, sondern mit geschmeidigen Bewegungen, die dennoch ein gewisses Zeitlupentempo, aufwiesen. Sein Gesicht war angespannt, und er hatte die Augen leicht zusammengekniffen.
In der Haltung eines Starters blieb er. Noch tat die Spinne der Frau nichts, und Suko wollte erst eingreifen, wenn tatsächlich Not am Mann war.
Er lauerte weiter.
Claudia Darwood war nicht bewußtlos. Sie bewegte ihre Arme, die Beine hielten nur ihre Hüften fest, und sie schrie sogar auf, als sie aus der Klammer fiel und zu Boden prallte. Dabei lag sie nicht einmal weit vom Torso ihres Bruders entfernt.
Suko besaß zwar keinen Beweis, doch er ahnte, was diese verfluchte Monsterspinne vorhatte. Und er sollte sich nicht geirrt haben. Das Tier öffnete sein breites Maul.

Suko sah es nicht von vorn, nur im Profil, und er jagte aus seiner Deckung wie ein Irrwisch.

Ob die weiße Riesenspinne etwas bemerkt hatte, konnte er nicht sagen, jedenfalls nahm sie keine Notiz von Suko, und als es soweit war, befanden sich bereits die drei Riemen der Dämonenpeitsche dicht über ihrem Körper.

Noch in derselben Sekunde trafen sie.

Es war ein regelrechter Hammerschlag geworden. Suko hatte Wut und Zorn hineingelegt, und der weiße Körper der Spinne wurde in der gesamten Breite aufgeknackt, wobei das riesige Tier sich drehte, bevor die Beine wegknickten und es zu Boden krachte.

Auf die Seite war es gefallen. Die Beine bewegten sich hektisch.

Suko konnte nicht rasch genug ausweichen. Er wurde einmal an der Schulter getroffen und hatte das Gefühl, von einem Pferdehuf gestreift worden zu sein. Er mußte zurück, fing sich wieder und sah, daß ein zweiter Schlag nicht mehr nötig war.

Die Spinne verging!

Ihr Körper wurde zerteilt, war zerknackt worden und zerfiel in zahlreiche Einzelteile.

Der Inspektor atmete auf.

Er trat dicht an den Grabrand, schaute in die Tiefe, denn er rechnete damit, daß ein weiteres Tier folgen würde.

Das war nicht der Fall. Diese Spinne schien die einzige gewesen zu sein.

Endlich konnte sich Suko um die Frau kümmern. Bevor er sich neben sie kniete, warf er noch, einen Blick über den Friedhof.

Er war leer.

Und auch die Spinnen aus dem Dorf hatten ihn noch nicht erreicht.

Suko schaute die Frau an. Er blickte in ein blasses Gesicht. Es schien zu einem Vampir zu gehören, denn unter der Haut war alles Blut gewichen.

Mit beiden Handflächen schlug Suko leicht gegen die Wangen der Frau und sprach sie ein paarmal mit ihrem Namen an, wobei er hoffte, daß tatsächlich Claudia Darwood vor ihm lag.

Sie öffnete die Augen.

Selten hatte Suko im Blick eines Menschen soviel Angst, Erschrecken und Nichtbegreifen gesehen. Das alles summierte sich bei der Frau, als sie die Lippen Öffnete und schreien wollte.

Sacht legte ihr Suko eine Hand auf den Mund. »Sie sagen jetzt nichts«, flüsterte er. »Sie sind in Sicherheit!«

Ob die Frau ihn verstanden hatte, wußte er nicht. Er beobachtete zunächst nur ihre Augen, aus denen allmählich der ängstliche Ausdruck verschwand und sie wieder einigermaßen normal schauten.

Da zog Suko seine Hand zurück.

»Gerettet?«

Die Frage hörte er kaum, so leise war sie an ihn gestellt worden.

Lächelnd nickte Suko. »Ja, Sie sind gerettet, Claudia Darwood.«

»Woher kennen Sie mich?«

»Ich komme aus London.«

»Was?«

Suko reichte ihr die Hand. »Wir haben nicht viel Zeit. Ich will Ihnen helfen. Können Sie aufstehen?«

»Ja, ja…«

Ein wenig wacklig stand sie schon auf den Beinen, und Suko mußte sie festhalten. Er hatte Claudia Darwood so gedreht, daß ihr Blick nicht auf die Leiche des Bruders fallen konnte.

Die Frau begann zu weinen. Hemmungslos. Suko ließ sie, obwohl die Zeit drängte, aber er konnte sich gut vorstellen, daß Claudia Schreckliches hinter sich hatte.

Als ihre Tränen versiegt waren und sie sich mit Sukos Taschentuch die Nase geschneuzt hatte, redete sie von allein. »Sie haben die Spinne tatsächlich getötet?«

»So sieht es aus.«

»Und er hat es nicht geschafft!«

»Wen meinen Sie damit?«

Aus rot geränderten Augen blickte Claudia dem Inspektor ins Gesicht.

»Der Mann aus London, John Sinclair!«

»Er ist hier?« fragte der wie elektrisiert dastehende Suko.

»Nein, nicht mehr.« Sie senkte den Kopf. »John Sinclair… also, John Sinclair ist …«

Suko faßte die Frau an beiden Schultern an. »Sagen Sie nur nicht tot, Claudia.«

Sie nickte und schüttelte gleichzeitig den Kopf. »Ich weiß es doch nicht. Es ist alles so schwierig.«

Obwohl Suko die Zeit im Nacken saß und er diesen Friedhof unbedingt verlassen mußte, drängte er Claudia Darwood, mit wenigen Worten zu berichten, was sich ereignet hatte.

Sie tat es.

So erfuhr Suko all das, was Claudia als Zeugin gesehen hatte, und er wußte auch, daß John verschwunden war.

»Er ist weg«, murmelte er und schüttelte den Kopf. »Verdammt, das kann ich nicht glauben.«

»Aber es ist so, Mister…«

»Ich heiße Suko. Mehr nicht.«

Sie nickte heftig. »Es ist so, wie ich es Ihnen gesagt habe. John Sinclair stürzte sich auf Okastra, und dann geschah es.« Ihr Blick richtete sich nach innen, der Ausdruck ihrer Augen änderte sich. »Auf einmal war er nicht mehr da…«

»Und was sagte Okastra?«

»Er wäre zu einem Geist geworden, der vielleicht die Chance hat, einen anderen Körper zu finden. Wobei nicht sicher ist, ob es sich um einen Menschen oder ein Tier handelt.«

Suko nickte. Er war in diesen Augenblicken deprimiert und dachte darüber nach, daß seine Aktion zu einem Fehlschlag geworden war.

Ein Schuß in den Ofen. Okastra schien ein Gegner zu sein, der ihnen über war.

Und noch ein Name war gefallen. Claudia hatte von dem Götzen Baal gesprochen.

Damit konnte Suko etwas anfangen. Er wußte, daß Baal zu den Götzen gehört hatte, die im Altertum angebetet worden waren.

Reichte dessen Macht tatsächlich bis in die heutige Zeit?

»Was wollen Sie denn jetzt machen?« fragte Claudia leise.

»Wir werden fliehen«, erklärte Suko.

»Und vor wem?«

Der Inspektor erklärte ihr den Grund.

Claudia preßte ihre Hand gegen das Gesicht. »Dann gibt es noch mehr von diesen Spinnen?«

»Es deutet einiges darauf hin.«

»Wo wollen wir uns denn verstecken?«

»Es ist so, Claudia. Ich möchte Sie zunächst einmal in Sicherheit bringen. Ich weiß, daß es in diesem Land so gut wie unmöglich ist, ein Versteck vor den Spinnen zu finden, doch ich kann Ihnen einen weiten Weg nicht ersparen. Sie müssen noch einmal alle Kräfte zusammennehmen. Wir haben zum Glück einen noch fahrtüchtigen Wagen. Mit ihm werden wir über einen Paß fahren, um anschließend den Weg zum Strand hinabzuklettern, wo ich ein Schlauchboot versteckt habe. Nahe der Küste liegt ein Unterseeboot. Das wird sie aufnehmen.«

Bei Sukos Worten hatte Claudia ein Frösteln überlaufen. »Meinen Sie denn, daß wir es schaffen?«

»Das hoffe ich stark.«

Sie nickte. »Na dann…«

Als sie sich umdrehen wollte, hielt Suko sie fest. Sie sollte die Leiche nicht sehen. »Kommen Sie zum Auto. Dort sind wir erst einmal relativ sicher.«

Einen letzten Blick warf Suko noch auf das Grab und auf die an seinem Kopfende stehende Figur, die keine mehr war, sondern ein Jahrhunderte alter Mensch.

Und wieder hatte Suko das Gefühl, als würde der Ahnherr des Bürgermeisters noch leben, aber es war leider nicht die Zeit, jetzt darüber nachzudenken oder nachzuforschen.

Wenn die Frau in Sicherheit gebracht worden war, wollte Suko noch

einmal zurückkehren, das nahm er sich fest vor.
Sie gingen zum Fiat. »Leider wird es etwas zugig sein«, erklärte Suko. »Es fehlt nämlich eine Tür.«
»Das habe ich gesehen.«
»Aber machen Sie sich nichts daraus, Claudia. Besser schlecht gefahren, als gut gelaufen.«
»Ich bin nur froh, daß Sie mich gerettet haben, Suko. Habe ich mich schon dafür bedankt?«
»Noch sind wir nicht in Sicherheit«, dämpfte der Chinese ihren Optimismus und ließ seinen Schützling an der Beifahrerseite einsteigen.
Er selbst nahm auf dem ungewohnten linken Sitz Platz.
Der Schlüssel steckte noch.
»Schnallen Sie sich ruhig an«, sagte Suko, während er den Wagen startete.
Claudia tat es. Dabei drehte sie sogar den Kopf, warf einen Blick zurück und begann zu schreien.
»Die Spinnen!«
Auch Suko schaute nach hinten.
Claudia Darwood hatte nicht gelogen. Sie hatten den Friedhof tatsächlich erreicht und den schmalen Weg überwunden, um sich auf dem Totenacker zu verteilen.
»Jetzt wird es verdammt Zeit«, stellte Suko fest, als er den Zündschlüssel herumdrehte.
»Was kann ich denn tun?« fragte Claudia ängstlich.
»Beten, Mädchen, nur noch beten…«

***

Ich hatte den Dolch nicht aus der Hand geben wollen. Irgendwann gibt es auch bei mir einen Punkt, wo ich nicht mehr mitspiele und mir im Prinzip alles egal ist.
Dieser Punkt oder diese Grenze war erreicht, als ich mich auf Okastra stürzte.
Es dauerte nur mehr eine Sekunde, vielleicht noch weniger, aber in dieser kurzen Zeitspanne änderte sich mein Leben.
Ich wurde zu einem Geist.
Ich konnte denken, überlegen, die richtigen Schlüsse ziehen, aber ich besaß keinen Körper mehr. Ich schwebte irgendwo in einem Zwischenreich, in einer Dimension, in der die physikalischen Gesetze aufgehoben waren. Möglicherweise klopfte ich an das Tor zum Jenseits an.
Es war erfreulich und gleichzeitig auch erschreckend, daß mein Denkapparat noch funktionierte. Erschreckend deshalb, weil ich mir über meine eigene Situation und die Chancenlosigkeit im klaren war.

In der Tat, ich war chancenlos.

Ich trat um mich, das heißt, ich nahm es an, dies zu tun, doch es gab keinen Widerstand.

Den brauchte ein Geist nicht.

Als ich damit einigermaßen klargekommen war und ich mich daran gewöhnt hatte, nur mehr feinstofflich zu sein, begann ich, der Geist John Sinclair, zu denken.

Vielleicht fand ich einen Körper, in den ich hineinstoßen konnte.

Aber wer sagte mir, daß es ein Körper sein würde, der in meiner Zeit existiert hatte?

Und wo befand sich mein eigener Körper?

Darüber nachzudenken, fiel mir ungeheuer schwer. Als Mensch hätte ich vielleicht eine Gänsehaut und das große Zittern bekommen, bei einem feinstofflichen Wesen waren diese Reaktionen nicht festzustellen.

Existierte ich als John Sinclair überhaupt noch? Oder hatte sich einfach alles aufgelöst, was meine frühere Existenz bedeutet hatte?

Daran nur dachte ich, während ich in einer Dimension schwebte, die mit dem Verstand nicht erfassen konnte. Automatisch kam mir in den Sinn, im Reich der Toten zu sein. Irgendwo in der anderen Sphäre, über die zahlreiche Autoren geschrieben haben, die mit Menschen, die aus dem Jenseits zurückgekehrt waren, gesprochen hatten.

Doch die hatten von einem Licht gesprochen und von längst verstorbenen Freunden, die sie im Jenseits erwarteten.

Ich sah weder das Licht noch meine Freunde. Es gab keine Helligkeit und auch keine Dunkelheit.

Um mich herum war alles grau. Diffus grau, nicht klar, wie von einem Nebel überspült, durch den hin und wieder geisterhaft weiße Streifen oder Fetzen strichen.

Ich war eingegangen in ein Nichts, das ich aber nicht mit der »Leere« des Alls vergleichen konnte.

Und so ließ ich mich treiben, wobei ich krampfhaft versuchte, Gefühle und Stimmungen wie ein Seismograph die Erdbebenwellen in mich aufzunehmen. Ich wollte wissen, erkennen und vielleicht eine Lösung finden.

Manchmal hörte ich ein Rauschen, dann wiederum war es bedrückend still um mich.

Hin und wieder kam ich mir eingesperrt vor, anschließend wie in einem Gefängnis.

Okastra, die Spinnen, der unheimliche Berg, das alles lag so schrecklich weit weg. Mochte es auch noch so schlimm gewesen sein, dies hier übertraf alles.

Denn Okastra und seine grausamen Helfer waren real gewesen.

Den Geist und dessen gespenstische Welt als Realität zu bezeichnen,

wollte mir einfach nicht in den Sinn.

Und so trieb ich weiter. Den Begriff Zeit gab es nicht mehr. All die physikalischen Erfahrungen und Gesetze, die auf der Erde ihre Gültigkeit besaßen, waren in diesem Fall radikal aufgelöst worden.

Mich hielt das Nirwana fest.

Keine Kälte, keine Wärme, weder schwitzen noch frieren. Es gab nichts, das Gefühle anzeigte, und es kam der Zeitpunkt, wo ich nicht allein die mich umgebende Leere verspürte, sondern auch eine Innere.

Die seelische Verlassenheit.

Das war am schlimmsten.

Sie führte zu Depressionen, die auch mich nicht verschonten. Wie ein Mensch spürte ich sie, obwohl ich keinen Körper mehr besaß, wenigstens keinen sichtbaren.

Mein eigenes Ich sagte mir, daß alles egal war, daß ich mich treiben lassen sollte, daß alles zu Ende war, daß es nichts mehr gab, für das ich eintreten konnte.

Freunde, Freude, Angst, Trauer, es war alles so nebensächlich geworden und wurde auch nicht von dem *Großen Gefühl* ausgeglichen, das vielleicht die Geister der Toten spüren, wenn sie die Schwelle zum Jenseits überschritten hatten.

Ich befand mich ganz woanders.

Manchmal hatte ich das Bedürfnis, weinen zu müssen, dann wiederum wollte ich mich in eine dunkle Ecke verkriechen, so daß ich keinen zu sehen oder zu hören brauchte.

Das alles war menschlich. Ich dachte noch menschlich. Und dies ohne Körper.

Wo würde mich dieser Strom hintreiben?

Ich dachte darüber nach, und automatisch kam mir Okastra wieder in den Sinn. Während sich meine Gedanken mit ihm beschäftigten, verschwanden die Depressionen. Man konnte es nicht direkt als Kampfeswille bezeichnen, der mich umklammert hielt, aber eine gewisse Portion an Realitätsdenken war zurückgekehrt.

Okastra hatte den Dolch von mir gewollt. Er kannte ihn, er wußte wahrscheinlich, woher er stammte, und er hatte ihn mit dem Namen eines Götzen in Zusammenhang gebracht.

Baal!

Eine schreckliche Gottheit. Ein alttestamentarisches Wesen, das von zahlreichen Menschen angebetet wurde, wobei man so weit ging, ihm auch Menschen zu opfern.

Baal war das Wesen im Hintergrund. Sein Götzenkult hatte sich über Jahrtausende erhalten und feierte in Okastra auf gewisse Art und Weise die Rückkehr.

Würde ich ihn treffen?

Eine verrückte Perspektive. Besonders in meinem rein feinstofflichen

Zustand, aber auch nicht so ohne weiteres von der Hand zu weisen, denn irgendein Ziel mußte ich schließlich haben.

Und noch etwas fiel mir ein. So völlig hilflos war ich nicht fortgeschleudert worden. Schließlich besaß ich noch die Beretta, und das sehr wichtige Kreuz.

Als Geist?

Nein, das ging nicht. Diese Dinge mußten bei meinem Körper zurückgeblieben sein, denn er existierte ja nicht mehr, wenn ich Okastras Angaben Glauben schenken wollte.

War denn wirklich alles so einfach gewesen. Hatte Okastra durch seine Magie tatsächlich den Geist von meinem Körper trennen können, obwohl letzterer durch mein Kreuz geschützt war?

Das konnte ich mir nicht vorstellen. Schließlich war das Kreuz nicht irgendeine Waffe, sondern die Erfüllung für mich, den Sohn des Lichts.

Es war für mich in ebenfalls alttestamentarischer Zeit geschaffen worden von Hesekiel, dem großen Propheten, wobei er unter Umständen auch den Götzen Baal gekannt oder zumindest von ihm gewußt haben mußte.

Seltsam, wie realistisch ich denken konnte. Auf irgendeine Art und Weise gaben mir diese Gedanken wieder Hoffnung. Plötzlich glaubte ich an die Zukunft, obwohl es verflixt schwer war, da eine Perspektive zu sehen. Wenn man feinstofflich war, konnte man nicht so reagieren wie als normaler Mensch.

Wo trieb mich der Weg hin?

Noch immer blieb die Umgebung gleich. Das graue Nichts, manchmal aufgelockert durch helle Streifen, wobei ich zu der Überzeugung kam, ebenfalls ein heller Streifen zu sein.

Bei diesem Gedanken stockte ich. Sollte dies tatsächlich der Fall sein, war mein Körper nur in einen anderen Aggregatszustand übergegangen.

Vom festen in den gasförmigen, wobei er den flüssigen kurzerhand übersprungen hatte.

Es war für mich gut, solche Gedanken zu haben, dadurch konnte ich die Depressionen zurückdrücken, und mich überkam dabei ein gewisses Gefühl der Spannung. Zudem war ich mir sicher, nicht im Jenseits zu sein, also mich nicht unter den Toten zu befinden, sondern innerhalb einer magischen Zwischenstation.

Vielleicht auf dem Weg in die Vergangenheit.

Möglicherweise zu Baal?

Bei diesem Gedanken hätte ich als Mensch wieder eine Gänsehaut bekommen.

So aber unterdrückte ich den Schock meiner eigenen Phantasie und wartete weiterhin ab.

Wie ich schon erwähnte, war die Zeit völlig bedeutungslos geworden.

Ich kannte keine Begriffe mehr wie Sekunden, Minuten, Stunden oder Tage. In dieser Dimension war alles anders. Hier gab es nur die mit einem Geist ausgefüllte Leere, so paradox sich dies auch anhörte, doch im Prinzip stimmte es.
Plötzlich hörte ich etwas.
Das waren Stimmen!
Ja, ich konnte sie vernehmen.
Aber noch mehr, denn die Menschen oder wer sich auch immer für die Stimmen verantwortlich zeigte, sprachen nicht miteinander, sie sangen.
Ein mir fremd klingendes Lied mit einer eintönigen, sehr leiernden Melodie, die aus einer für mich nicht meßbaren Ferne bis an meine Ohren getragen wurde.
Nicht mehr mein Schicksal interessierte mich, sondern allein der ferne Gesang.
Es war ein hohes Schweben, ein geisterhaftes Klingen, das sich verstärkte und das, jedenfalls konnte ich das Gefühl bekommen, die graue Welt um mich herum aufriß.
Ich konnte sehen.
Und ich sah.

***

Als sie die Kapelle passiert hatten, drehte sich Claudia Darwood noch einmal um. Suko warf ihr einen Blick von der Seite zu. Ihr Gesicht war gezeichnet. Der Schrecken hatte seine Spuren in ihm hinterlassen. Und nicht nur innerhalb der Augen, auch auf der Haut. Wenn ein Mensch grau vor Angst werden kann, so traf dieses bei Claudia haarscharf zu.
Der Blick war weiterhin unstet geblieben, die Lippen zitterten, ihre Nasenflügel bebten, und die Angst war wie ein Brunnen, der aus der Tiefe seine Fontänen hochschoß.
Mit den Händen klammerte sich Claudia an der Sitzlehne fest, während sie flüsterte: »Die Spinnen geben nicht auf.«
»Das kann ich mir vorstellen.«
»Und wenn Sie uns erwischen?«
»Noch haben Sie uns nicht.«
Claudia drehte sich wieder um. In den folgenden Sekunden schwieg sie und schaute nur auf den schmalen Weg, der leicht anstieg und zur Paßhöhe hochführte.
Dann sagte sie etwas völlig normales, das Suko aber in diesen Augenblicken einen Schock versetzte.
»Wie lange reicht das Benzin noch?«
Daran hatte der Inspektor nicht mehr gedacht. Er schüttelte im ersten Moment den Kopf, schaute auf den Tankanzeiger und wurde ein wenig blaß um die Nase.

»Nun ja…«
»Wie lange, Suko?«
»Er steht schon fast unten.«
Die junge Engländerin schwieg. Andere hätten vielleicht geschrien, sie hielt sich tapfer, denn sie hatte mittlerweile soviel hinter sich, daß sie diese Neuigkeit auch nicht mehr erschüttern konnte.
Suko mußte sich auf das Fahren konzentrieren. Er sprach auch nicht mehr über den Sprit, sondern erkundigte sich nach den Spinnen.
Claudia drehte sich um. »Sie sind noch da.«
»Holen Sie auf?«
»Leider.«
»Sind Sie sicher?«
»Ich glaube es.«
Eine weitere Antwort konnte sie nicht geben, denn Suko war mit dem Fiat ziemlich schnell in eine enge Kurve gefahren. Von dieser Stelle aus führte der Weg direkt dem Paß entgegen und damit der höchsten Stelle dieses unwirtlichen Berglandes zu.
Sie würden bald den Fleck erreichen, wo Suko zum erstenmal auf eine weiße Monsterspinne getroffen war und sie getötet hatte.
Claudia sagte nichts mehr. Sie saß angeschnallt auf dem Beifahrersitz.
Die Hände hatte sie in den Schoß gelegt und dort zusammengekrallt.
Starr schaute sie nach vorn.
Durch das Türloch im Fond des Wagens strömte kalte Luft. Sie erfaßte auch die langen Haare der Frau und spielte mit ihnen.
Der Untergrund war schlechter geworden. Steine bedeckten ihn.
Manchmal, wenn Suko nicht durch einen Schlenker ausweichen konnte, hüpfte der Fiat über die Unebenheiten, und die beiden Menschen stießen sich am Wagenhimmel die Köpfe.
Rauhe und wuchtige Felsen grenzten den Weg jetzt zu beiden Seiten hin ab. Sie stiegen schroff in die Höhe, Kanten sprangen vor, die manchmal aussahen wie die Gesichter von Menschen.
Und es gab die Höhlen.
Suko und Claudia sahen die dunklen Löcher, die der Inspektor zusätzlich beobachtete, denn er hatte nicht vergessen, daß aus einer der Höhlen die Spinne gekrochen war.
»Da!«
Claudia hatte den Schrei ausgestoßen. Gleichzeitig fing sie an zu zittern, denn sie hatte an der rechten Felswand eine Höhle entdeckt, deren Ausgang von einem weißen Spinnenmonstrum besetzt war.
Noch mußten sie vorbei, doch wenn die Spinne sich fallen ließ, dann…
Suko gab noch mehr Gas.
Der Fiat bäumte sich auf wie ein Pferd. Er machte einen regelrechten

Satz nach vorn, drückte sich in ein Schlagloch hinein, an der anderen Seite wieder heraus und hatte die Spinne passiert.

Sie tat nichts.

Auch als Claudia sich umdrehte und zurückschaute, sah sie das Ungeheuer auf acht Beinen noch immer vor der Höhle sitzen. Der Frau fiel ein gewaltiger Stein vom Herzen.

»Sie ist nicht gesprungen«, flüsterte sie.

Suko hob die Schultern. »Daß wir noch einige dieser Tierchen sehen werden, daran müssen wir uns gewöhnen.«

»Das kann ich nur so schlecht.«

Der Inspektor lachte. »Ich auch nicht.«

»Und wie lange müssen wir noch fahren?«

Claudia hatte eine berechtigte Frage gestellt, auf die Suko sofort keine Antwort wußte. Er schaute sich die Gegend noch einmal an und rechnete nach, wie lange er ungefähr gelaufen war. Das konnte man nicht miteinander vergleichen.

»Ich weiß es nicht.«

»Haben wir denn die Paßhöhe geschafft?«

»Gleich.«

Sie erreichten sie in wenigen Minuten. Da hatte Suko nicht gelogen.

Kaum waren sie oben, als der Motor stotterte.

»Das Benzin!« hauchte Claudia.

Suko nickte verbissen. Er konnte keinen Sprit herbeizaubern, spielte mit dem Gaspedal, fluchte sogar, aber der Wagen wurde ständig langsamer.

Dann stand er.

Es hatte keinen Sinn mehr, zu versuchen, ihn wieder zu starten, denn es gab nur eine Möglichkeit. Suko sprach sie auch mit einem Wort aus.

»Raus!«

Er stieß die Fahrertür früher auf als die Frau, zog sofort seine Beretta und drehte sich auf der Stelle, wobei er die unmittelbare Umgebung mit seinen Blicken abtastete.

Kälte lag in der Luft. Die Felshänge stachen neben dem Weg nicht mehr so steil in die Höhe, sondern waren flacher geworden. Der Wind bekam freie Bahn, blies über das schroffe Gestein und putzte es blank.

Die Sicht war relativ gut, weil sie nicht von Bäumen versperrt wurde.

Hier oben gediehen nur Bodengewächse, die sich wie mit Fingern in den harten Fels klammerten.

Auch Claudia war ausgestiegen. Furchtsam schaute sie zurück.

Dabei stand sie in einer gespannten Haltung und hatte ihre rechte Hand auf das Dach des Fiats gelegt.

»Kommen Sie!« rief Suko ihr zu und winkte gleichzeitig ausholend.

»Wir müssen weiter.«

Sie nickte, während Suko einen Blick auf ihre Schuhe warf.

Zum Glück trug sie festes Schuhwerk, wenn es auch nicht gerade für Klettertouren geeignet war. Wer hatte das zuvor schon wissen können?

Sukos Füße wurden von Turnschuhen umspannt. Eine Mischung aus Leder und Leinen mit einer geriffelten Sohle versehen.

Der Chinese nahm die Frau bei der Hand. Er tat dies bewußt, denn diese Geste hatte auch etwas Beschützendes an sich. Claudia fror.

Ein Schauer nach dem anderen rann über ihr Gesicht, und Suko fragte, ob er ihr seine Jacke geben sollte.

Sie lehnte ab.

Sie liefen weiter den Weg entlang. Der Fiat blieb hinter ihnen zurück, aber sie wußten, daß sie nicht schneller sein konnten als ein fahrender Wagen, auch wenn der Weg nun bergab führte und erst an den Steilklippen endete.

Claudia sprach nicht mehr über die weißen Monsterspinnen, doch die Angst vor ihnen stand ihr deutlich ins Gesicht geschrieben.

Auch Suko verspürte so etwas wie Furcht. Er hatte erlebt, wie schnell diese Spinnen sich bewegten, wie sie plötzlich losrennen konnten und längere Strecken in relativ kurzer Zeit überwanden.

Immer wenn Claudia einen Blick über die Schulter werfen wollte, zwang Suko sie mit barschen Worten, nach vorn zu schauen. »Dort spielt die Musik.«

Er meinte auch damit das Meer, das sie bereits sehen konnten. In der Ferne lag diese graue, manchmal auch grünlich schimmernde Fläche, die, je mehr sie dem Horizont entgegenführt, immer runder zu werden schien, um am Schnittpunkt mit ihm zu verwachsen.

Die Fläche war nie ruhig. Sie bewegte sich, und Schaumkronen rollten auf das Ufer zu.

Ein Schiff war nicht zu sehen. Auch keines, das die normalen Handelsrouten befuhr.

So blieb das Meer glatt, und war gleichzeitig für die beiden Flüchtlinge eine Hoffnung.

Noch konnten sie normal laufen. Wäre Suko allein gewesen, er hätte mehr Tempo gemacht, so aber mußte er auf seine Begleiterin Rücksicht nehmen, zudem benötigten beide noch viel Kraft, um die steilen Klippen überwinden zu können.

Suko hoffte darauf, daß Claudia ihm da nicht schlappmachte.

Sehr bald schon deutete sich die Nähe der Klippen an, denn das Gelände fiel steil ab. Der Boden war mit einer dünnen Moosschicht bewachsen und deshalb glitschig.

»Passen Sie auf!« warnte der Inspektor.

Claudia nickte nur.

Manchmal stützte sie sich auch an großen, bizarr geformten Felsbrocken ab, wenn sie plötzlich zu schnell wurden.

Auf einmal waren sie da.

Claudia Darwood erschrak, denn der Weg hörte vor ihnen auf. Sie standen am Rand der Klippen.

Schweratmend hielt Claudia inne. Sie preßte sich dabei gegen Suko, weil sie Angst davor hatte, allein in die Tiefe schauen zu müssen. »Und da sollen wir runter?« fragte sie.

»Es gibt keine andere Möglichkeit.«

Claudia schluckte. Sie biß auf ihre Unterlippe und sah ein Bild, das ihr Angst machte.

Das Meer schäumte gegen die Felsen, wobei gewaltige Gischtfontänen in die Höhe stoben, sich überdrehten und wie breite Wasserfälle wieder nach unten in das Meer zurückschossen.

Claudia fürchtete sich. »Gibt es überhaupt eine Stelle, wo wir nach unten klettern können.«

»Ich bin auch hochgekommen«, erwiderte Suko optimistisch.

»Ein schwacher Trost.«

Suko blieb nicht mehr stehen. Er überlegte, wo genau die Stelle war, an der er die Felsen überwunden hatte. Wenn ihn nicht alles täuschte, mußten sie weiter nach rechts gehen.

»Kommen Sie mit, Claudia.« Der Inspektor zog sie kurzerhand weiter, so daß Claudia von ihren eigenen Gedanken ein wenig abgelenkt wurde, denn auch Sukos nächste Worte beschäftigten sich mit optimistischen Zukunftsaussichten.

»Es war hier in der Nähe, wirklich.«

Und er hatte sich nicht getäuscht. Sogar die Spuren, die er bei der Ankunft hinterlassen hatte, waren noch in der Moosschicht ziemlich deutlich zu erkennen.

Claudia beugte sich vor. Suko hielt sie dabei fest und vernahm ihren erschreckten Ausruf.

»Sollen wir da hinunter?«

»Warum nicht?«

»Das ist doch viel zu steil.«

»Es sieht nur so aus.« Wind fuhr über das Plateau und blähte die Kleidung der beiden auf. »Wenn Sie genauer hinschauen, sehen Sie eine Rinne. Sie endet auf einem Vorsprung.«

Claudia nickte nur. Sprechen konnte sie nicht mehr. Es war wohl die Angst, die ihr die Kehle zuschnürte.

Suko machte den Anfang. Er bedeutete der Frau, genau zuzuschauen, wie er sich bewegte. Dabei drehte er sich schon um und wandte dem Abgrund den Rücken zu.

Zuerst streckte Suko das linke Bein aus und fand mit der Schuhsohle einigermaßen Halt in der Rinne. Das rechte Bein folgte, aber noch hielt er sich an der Kante fest.

Claudia drehte sich ein letztes Mal um.

Im selben Moment wurde sie zu »Eis«.

In ihre Augen stahl sich ein ungläubiger Ausdruck. Über die Lippen drang ein wehender Ruf, der Suko alarmierte.

Er schaute hoch und sah es!

Die Spinnen hatten es geschafft und ebenfalls den Paß überwunden.

Sie standen bereits am Rand des Plateaus, wo sich das Gelände bereits leicht senkte.

In einer Reihe hatten sie sich aufgebaut.

Eine unheimliche, schreckliche Bedrohung, die zu einer Filmkulisse zu gehören schien.

Das war sie leider nicht!

Claudia Darwood zitterte wie Espenlaub. »Das… das schaffen wir nicht!« flüsterte sie und schüttelte den Kopf.

»Jetzt erst recht!« rief Suko…

***

Mein Blick klärte sich!

Der seltsame Nebel war gerissen, verschwunden, hinweggefegt, und ich konnte sehen.

Und zwar nach unten!

Ich sah auf ein Land. Hellbraune und beige Töne herrschten vor.

So gut wie kein Grün gab es dort, und ich wurde an eine Wüstenlandschaft auf der Erde erinnert.

In der Ferne ging die Ebene in eine hügelige Geländeform über.

Ich wußte nicht, ob es warm, kalt, Sommer oder Winter war. Die Gefühle, die ich als Mensch gehabt hatte, versagten hier, und erst jetzt wurde mir bewußt, daß ich ein Geist war.

Unsichtbar schwebte ich über dem Land, und nur daran, daß mein Sichtwinkel kleiner wurde, stellte ich fest, daß ich mich dem Boden näherte.

Ich sah eine Prozessions-Kolonne. Gestalten, die kuttenartige Kleidung trugen und einen Wagen begleiteten, der von vier Ochsen gezogen wurde.

Ein Karren, mehr nicht.

Auf vier Rädern rollte er, wobei jedes Rad eine Staubwolke hoch wirbelte, die nie abriß und die Menschen wie ein feiner Schleier umgab.

Sechs Personen zählte ich. Ob Männer oder Frauen, das konnte ich nicht unterscheiden, aus der Stimmlage des Gesangs hörte ich heraus, daß es sich dabei um Männer handeln mußte.

Frauen sangen wesentlich höher.

Ich hatte den Wunsch, zu ihnen zu stoßen. Kaum war der Gedanke entstanden, wurde er auch schon in die Tat umgesetzt.

Plötzlich befand ich mich bei ihnen, denn ich sah sie aus der

Perspektive eines zwischen oder neben ihnen gehenden Menschen.

War ich etwa doch tot.

Wieder mußte ich daran denken und erinnerte mich an die nahe zurückliegende Vergangenheit, als ich den Trank des Vergessens zu mir genommen hatte. [1] Da waren Suko und ich auch wie tot gewesen, nur existierten damals unsere Körper, während hier nur mein Geist vorhanden war.

Ich bemerkte die Menschen, sie aber bemerkten mich nicht. Ich konnte sie berühren, schlagen oder boxen, sie würden keinen Treffer verspüren, denn ich wischte hindurch.

Es war ein unwahrscheinliches Phänomen…

Zwei Männer schritten neben den beiden Ochsen her. Die Männer hielten Peitschen in den Händen, mit denen sie hin und wieder knallten, wenn ihnen die Tiere zu langsam liefen oder sich störrisch zeigten.

Die anderen beiden hatten den Wagen eingekreist, und die letzten zwei hielten sich hinter dem Karren auf. Und zwar dort, wo auch ich herschritt.

Ich hatte mich zwischen sie gedrängt und schaute in ihre Gesichter.

Nur schwerlich waren sie unter den hochgeschlagenen Kapuzen auszumachen. Die Kleidung hatte sich der Farbe der Umgebung angepaßt. Sie war beigefarben und die Gesichter der Männer zeigten eine Schicht aus Staub, der sich in den Falten und auf der Haut festgesetzt hatte.

An den Füßen trugen die Wanderer einfache Sandalen, deren Schnürriemen bis in Höhe der Knie reichten.

Ich wußte nicht, welchem Volk diese Leute angehörten und wie alt das Volk schon war. Okastra war ein Sarazene gewesen, und die Sarazenen stammten aus dem nördlichen Teil der großen Halbinsel Arabien.

Möglicherweise befanden auch wir uns dort, das erklärte auch den wüstenähnlichen Charakter.

Es war ein Klagesang, der die Männer einlullte. Immer die gleichen Töne, die gleiche Melodie, mehr mit einem Schreien oder Jammern zu vergleichen, denn irgendwelche Worte – und sei die Sprache auch noch so fremd – verstand ich nicht.

Nur eines wußte ich.

Hier wurde jemand zu Grabe getragen.

Und dieser Jemand lag auf dem Karren.

Die Gestalten mit den harten, verschwitzten und staubbedeckten Gesichtern interessierten mich nicht mehr. Der Mann auf dem Karren war wichtiger.

Er lag auf dem Rücken, so daß ich ihn sehen konnte.

Meine Erinnerung war noch vorhanden, und ich wurde bei dem

Anblick des Fremden an Bandor, den Dämonenjäger, erinnert. Auch er hatte die starken Muskeln besessen, das wilde strähnige Haar, wobei der Mensch auf diesem Karren noch kräftigere Muskeln hatte.

Er trug nur einen schmalen Lendenschurz aus dunklem Tuch, der an den freien Enden der Oberschenkel von einem Band gehalten wurde.

Sein Gesicht glich einer Maske. So starr, so kantig und gleichzeitig starkknochig. Die Augen hielt er geschlossen, die Hände lagen auf der Brust, wobei sie nicht zum Gebet gefaltet waren.

Ich wußte nicht, wer dieser Tote war und wie er hieß. Ich sah ihn nur und spürte als Geist, daß ich von ihm seltsam angezogen wurde.

Und das im wahrsten Sinne des Wortes.

Plötzlich sah ich ihn dicht vor mir…

Jetzt spürte ich ihn.

Seinen Körper, seinen…

Ich war er!

Ein ungeheurer, unglaublicher und unerklärbarer Vorgang hatte mich in ein Chaos von Gedanken gestürzt.

Mein Geist, mein Ich steckte in einem fremden Körper.

Wie Okastra es gesagt hatte!

Aber wo befand sich dann mein Körper? Der John Sinclair, den jeder kannte?

Es war ein gewaltiger Moment der Verwirrung, und ich konnte auch keinen klaren Gedanken mehr fassen, denn ich dachte weder wie der Oberinspektor John Sinclair noch wie dessen Geist.

Ich dachte wie der Tote, der plötzlich nicht mehr tot war, denn, dadurch, daß mein Geist in ihn gefahren war, lebte er wieder.

Ich war Torkan, ein barbarischer Krieger.

Und ich lebte.

Atmen konnte ich plötzlich. Auf einmal nahm ich die Umgebung wahr. Ich roch den Staub, den Schweiß der Männer, die Ausdünstung der Tiere und spürte auf meinem nackten Oberkörper die drückende Hitze, die über dem Land lag.

Torkan war erwacht!

Oder John Sinclair?

Nein, ihn gab es nicht mehr. Nur noch Torkan, den Krieger!

Der Weg war uneben. Durch Löcher und Rillen fuhren die Räder, und ich bekam, da ich still auf dem Rücken lag, jeden Stoß mit.

Noch lag ich ruhig, noch dachte ich, aber ich dachte nicht mehr wie der Geisterjäger, sondern wie Torkan.

Bilder entstanden vor meinen Augen. Bilder, die fremd waren und an die ich mich doch erinnern konnte, weil ich Torkan war.

Blut…

Viel Blut!

Schreie! Männer starben unter grausamen Schwerthieben.

Kampfgetümmel, das Wiehern stolzer Rösser, Waffenklirren, und ich kämpfte inmitten des Getümmels mit einem Beidhandschwert.

Ich war ein Barbar. Ich erschlug Menschen, wurde vom Blut meiner Feinde übersprüht und sah mich auf einem hellen Pferd davonreiten, einer rotglühenden untergehenden Sonne entgegen.

Szenenwechsel.

Ein Palast. Hohe Mauern schirmten ihn ab. Krieger bewachten ihn.

Ich sprengte durch ein Tor, das mir geöffnet wurde, sprang vom Pferderücken und übergab einem Knecht das Tier.

Dann lief ich in einen wunderschönen Garten, mit Lauben- und Arkadengängen, zahlreichen Brunnen und blühenden Gewächsen.

Dort wartete eine Frau.

Eine wunderschöne dunkelhaarige Frau, die mir einen gefüllten Becher reichte, den ich, staubbedeckt und überaus durstig, leerte.

Es war das Letzte, was ich in meinem Leben tat. Dann drehte sich alles vor meinen Augen. Die Frau zerfloß, der Boden raste auf mich zu, und ich hörte nur mehr das häßliche Lachen und ein Wort.

»Tot!«

Ja, ich war gestorben, aber nun lebte ich, denn diese Szenen waren Erinnerungen aus meinem ersten Leben als Torkan.

Ich war wieder Torkan und zurückgekehrt. Langsam öffnete ich den Mund, saugte die Luft ein, richtete mich auf und öffnete auch die Augen.

Für die neben und hinter dem Leichenkarren hergehenden Männer mußte es etwas unwahrscheinlich Schreckliches sein, als sie mich plötzlich so sahen. Sie begannen zu schreien, rannten weg, und auch die beiden neben den Zugtieren gehenden Bewacher drehten sich um, sahen mich und stoben in wilder Flucht davon.

Das Schreien der Leute hatte die vier Ochsen aufgeschreckt. So lethargisch sie auch zuvor gewesen waren, das alles zählte nicht mehr, denn sie drehten durch und gerieten in eine Stampede.

Ich, Torkan, merkte es daran, daß ich umgerissen wurde, auf die Ladefläche fiel, und der Wagen mit mir in einer halsbrecherischen Fahrt weitergezerrt wurde…

***

Suko machte kurzen Prozeß. Es blieb ihm wirklich nichts anderes übrig, als alles auf eine Karte zu setzen, denn die Spinnen waren einfach zu schnell. Wenn sie hintereinander den steilen Hang hinunterkletterten, würde zuviel Zeit vergehen, da Suko auf die langsamere Claudia Darwood Rücksicht nehmen mußte.

Deshalb zog er sich wieder hoch, packte Claudia, die überhaupt nicht wußte, was mit ihr geschah, und wuchtete sie über seine linke Schulter.

Mit der linken Hand hielt er sie fest, wobei er noch einen Arm um ihren Körper gelegt hatte.

Mit seiner Last zusammen machte sich Suko an den Abstieg. Für ihn war es ebenfalls schwierig, das merkte er nach dem zweiten Schritt, als die Rinne im Fels ebenfalls zu glatt für ihn mit seiner doppelten Last wurde und er abrutschte.

Suko wollte noch irgendwo Halt finden, doch die Finger seiner rechten Hand schrammten nur über den Fels. Irgendwo festkrallen, konnte er sich nicht mehr.

Beide fielen.

Die nächste Sekunde wurde für Suko unnatürlich lang. Im Geiste sah er sich und Claudia bereits mit zerschmetterten Gliedern zwischen den Felsen liegen, als schon der Aufprall erfolgte.

Es waren nicht die Klippen am Wasser zwischen denen sie lagen, und sie waren auch nicht tot, sondern lebten, denn sie waren auf dem kleinen Vorsprung aufgeprallt, den Suko schon von der Höhe aus entdeckt hatte.

Er wußte genau, wie schmal dieser Vorsprung war, und er warnte Claudia deshalb.

»Nicht bewegen!«

Die Frau sagte nichts. Sie lag halb unter dem Chinesen, der vorsichtig die Beine anzog, denn mit den Füßen hing er bereits über der Kante des Vorsprungs.

Claudia hatte ihre Angst überwunden. Sie half Suko, so gut es ihr möglich war, und drückte ihren Körper ebenfalls so weit vor, daß beide einen besseren Halt besaßen und sich auch aufrichten konnten.

Als sie standen, zitterte die Frau.

»Geht es Ihnen besser?« fragte Suko.

»So einigermaßen.«

»Aber Sie haben sich nichts gebrochen?«

»Nein, das wohl nicht. Nur ein paar blaue Flecken. Vielleicht auch eine Prellung.«

»Das geht vorbei«, erklärte der Inspektor, wobei er den Kopf in den Nacken legte und an der Felswand in die Höhe schaute. Er konnte die Rinne verfolgen und mußte sich eingestehen, daß es ein verdammt steiler Weg war, der hinter ihnen lag.

Die Landung hätte auch anders ausfallen können. Viel schlimmer.

Mit gebrochenen Knochen und so.

Von den Spinnen sah Suko noch nichts. Er konnte sich jedoch vorstellen, daß es nicht mehr lange dauern würde, bis die ersten am Rand des Steilhangs erschienen, und bis dahin mußten sie mehr Distanz zwischen sich und dem Punkt gebracht haben.

»Ich gehe vor. Sie halten sich immer hinter mir«, wies Suko die Frau an. Claudia Darwood schielte in die Tiefe, wo die Wellen weiß und

schaumig mit ungeheurer Wucht gegen die Klippen anrannten.
»Müssen wir da wirklich hinunter?«
»Leider.«
»Aber ein Weg…«
»Ich bin auch hochgekommen«, machte Suko ihr wieder Mut.
»Wir werden es schaffen.«
»Wenn Sie meinen.«
»Klar doch.«
Suko gab sich sehr optimistisch. Er hatte bereits den Hang angepeilt, der links vom Vorsprung begann. Die schräge Ebene sah ihm nicht ganz so steil aus, und er erinnerte sich auch daran, sie hochgeklettert zu sein.
Er wählte eine schräg verlaufende Route.
Dabei hielt er die rechte Hand nach hinten gestreckt, damit Claudia seine Finger umfassen konnte. Die Dämonenpeitsche hatte Suko ausgefahren in den Gürtel gesteckt. Mit seiner freien Hand suchte er stets nach Stellen, wo er sich festhalten und abstützen konnte, denn der Weg war mehr als gefährlich.
Sie überwanden den Hang. Dabei mußte sich der Inspektor ständig abstützen und auch den Körper nach hinten drücken, um von der nachfolgenden Frau nicht umgestoßen zu werden.
Sie schafften den Hang.
Wieder blieben sie auf einem Vorsprung stehen. Er war so schmal, daß soeben ihre Füße darauf Platz fanden.
Claudia erschrak, als sie zurückschaute. »Mein Gott«, sagte sie leise.
»Haben wir diese Strecke schon hinter uns?«
»Sieht ganz so aus«, erwiderte Suko und lachte leise. »War doch nicht so schlimm – oder?«
»Das sagen Sie.«
»Und den Rest schaffen wir auch noch.« Suko gab sich optimistisch, obwohl ihm vor der weiteren Kletterei bange war, denn das schwierigste und steilste Stück lag noch vor ihnen.
Er selbst war zwar kein Kletterer, aber er konnte sich gut bewegen, und er hatte sich vorgenommen, die Frau zu tragen, denn so erschien es ihm sicher, die nicht sehr trittsichere Claudia zwischen die Klippen zu schaffen.
Während Suko den besten Weg suchte, stand Claudia neben ihm und schaute zurück.
Sie sah die Spinnen.
»Da sind sie!«
Auch Suko schaute. Wie Claudia Darwood sah er die gewaltigen weißen Monstren am oberen Rand der Steilküste stehen, und auch dort hatten sie sich in einer Reihe aufgebaut. Er wollte sie erst gar nicht zählen, dann wäre er in Depressionen verfallen, doch er wußte,

daß sie beide keine Zeit hatten und weiter dem Meer entgegenklettern mußten, sollte es für sie nicht mit einem frühen Tod enden.

Dennoch ließ sich Suko die Zeit, der Frau einige Worte zu sagen.

Er wollte sie damit aufmöbeln.

»Was immer auch geschieht, Claudia«, sagte er. »Tun Sie mir um Himmels willen den Gefallen und schauen Sie nicht zurück. Denken Sie nicht an die Spinnen, denken Sie nur daran, daß wir uns in Sicherheit bringen müssen, und das schaffen wir auch.«

»Ja, ja…«

Bevor Claudia sich versah, hatte Suko sie angehoben. Sie hing jetzt auf seinem Rücken und klammerte sich mit beiden Händen an seinen Schulterbögen fest.

Suko machte sich an den gefährlichen Abstieg. Was er Claudia erzählt hatte, das galt auch für ihn. Er verbannte die Spinnen ebenfalls aus seinem Hirn, wollte nicht mehr an die Gefahr denken, denn eine solche Belastung konnte ihn unsicher machen.

Der Weg war steil, daran gab es nichts mehr zu rütteln. Und Suko mußte sehr vorsichtig treten. Hinzu kam das hohe Gewicht, schließlich wog die Frau etwas.

Und so kam er nur mühsam voran. Jeden Schritt setzte er zunächst prüfend, testete den Boden auf die Tragfähigkeit und ging erst dann weiter.

Es war ein Spiel mit dem Feuer, ein gefährliches Laufen. Ein Fehltritt nur, und beide waren verloren.

Suko atmete schwer und durch den offenen Mund. Er wollte zwar nicht an die Spinnen denken, doch er konnte sie nicht aus seinem Hirn verbannen, denn die mutierten Tiere machten sich bemerkbar.

Zwar stießen sie selbst keine Geräusche aus, aber durch ihre Kletterei stießen sie an Steine, die locker lagen und durch den Druck aus ihrer ursprünglichen Lage gelöst wurden.

Es ging steil bergab, und die Steine kollerten oder sprangen wie Fußbälle den Meeresklippen zu.

Eine sehr gefährliche Sache, denn mehr als einmal rollten sie ziemlich dicht an Suko und Claudia vorbei. Trafen sie die beiden, würden Claudia und Suko möglicherweise mit in die Tiefe gerissen.

Noch hatten sie Glück…

Suko spürte den keuchenden Atem seines Schützlings im Nacken.

Heiß strich er über die Haut, und er hörte Claudia sogar Worte flüstern, die, in ihrem Zusammenhang gesehen, an Gebete erinnerten.

Nicht nur die Füße mußte der Inspektor einsetzen, euch die Hände. Er hatte die Arme ausgestreckt, fand immer wieder Halt an der Felswand, krallte die Finger in Lücken und Risse, wobei er endlich eine schmale Galerie fand, die seitlich am Berg entlanglief und schräg in die Tiefe führte.

Der Vorsprung war sehr schmal und auch brüchig, wie Suko sehr bald feststellte. Plötzlich bröckelte das Gestein vor ihm ab, kollerte in die Tiefe, und Suko mußte blitzschnell nachgreifen, um Claudia und sich überhaupt halten zu können.

Er spürte, daß Claudia etwas sagen wollte, doch sie verschluckte die Worte und hielt lieber den Mund.

Suko wurde vorsichtiger und blieb stehen, als er über sich das Rollen und harte Schlagen hörte.

Es waren Steine, die nach unten tickten. Diesmal verschonten sie die beiden Kletterer nicht.

»Halt dich fest, Mädchen!« rief der Chinese und spürte schon die Treffer.

Die Steine hieben gegen ihre Körper. Es waren harte Schläge, die Flüchtenden wurden durchgeschüttelt, aber nicht so stark verletzt, daß sie nicht hätten weitergehen können.

Sie hielten die schrecklichen Sekunden durch und verfolgten das Echo der kleinen Steinlawine, als sie dem Tal entgegenrollte.

Dann wurde es wieder still.

»Das war knapp«, flüsterte Claudia.

»Sind Sie verletzt?«

»Nein, nur Schrammen.«

»Okay, dann weiter.«

»Sie geben wohl nie auf, was?«

»Wenn es sich eben vermeiden läßt, nicht.«

Suko setzte den Weg fort. Er mußte sich sehr stark auf seine nähere Umgebung konzentrieren, deshalb hatte er keine Zeit, darüber nachzudenken, wo sich die Spinnen befanden.

Aber Claudia tat es.

Sie drehte den Kopf, ohne allerdings den kletternden Suko dabei zu behindern.

Claudia Darwood hatte bisher genug von den Spinnen gesehen und sie ja selbst aus der Nähe erlebt, sie wußte, daß sie schnell waren, deshalb fand sie es nicht einmal als überraschend, daß sie und Suko bereits von einigen Spinnen überholt worden waren oder sich die gefährlichen Tiere zumindest auf gleicher Höhe befanden.

Diese Monstren auf acht dünnen Beinen konnten sich wesentlich schneller die Wand hinabbewegen als die Menschen. Sie brauchten dazu nicht einmal ihre Netze zu spannen.

»Wenn wir es tatsächlich schaffen, sind sie schon unten und erwarten uns«, sagte Claudia mit stockender Stimme.

Suko erwiderte nichts. Voll konzentrierte er sich auf den Abstieg.

Die Galerie hatte er inzwischen verlassen müssen. Er hing förmlich an einer Wand, krallte sich fest und spürte das Gewicht der Frau auf seinem Rücken immer mehr als drückende Last.

Ein schweres Stück Arbeit lag vor ihm. Suko senkte den rechten Fuß.

Mit der Spitze suchte er nach Lücken im Gestein, fand auch eine, klemmte für einen Moment fest, zog das eine Bein nach und suchte nach der nächsten Lücke.

Er fand sie.

Und er ließ die Wand hinter sich.

Wieder lag eine der Rinnen vor ihm. Sie führte sehr schräg nach unten und endete dort, wo ein winziger Sandstrand begann, der die zungenartige kleine Bucht einrahmte. Dort war Suko auch an Land gegangen und hatte sein Schlauchboot versteckt.

Plötzlich waren zwei Spinnen da.

Wieder wurden sie von Claudia zuerst gesehen. Sie kamen von der linken Seite. Schräg liefen sie über die steil abfallende Felswand auf die beiden Kletterer zu. Eine befand sich mit den Menschen auf gleicher Höhe, die andere ein wenig darüber. Sie würden Suko und Claudia Sekunden später erreichen.

Für beide wurde es Zeit.

Suko mußte sich blitzschnell entscheiden. Weiterlaufen konnte er nicht mehr, die Spinnen würden sich über sie stürzen und versuchen, sie zu verschlingen.

Klettern konnten sie nicht mehr.

Es gab nur eine Möglichkeit.

Sie mußten die im Laufe der Zeit entstandene Felsrinne hinabrutschen und darauf hoffen, daß sie diesen gefährlichen Weg heil überstanden.

»Halten Sie sich gut fest!« rief Suko. »Es geht los!«

»Wie denn?«

In diesem Augenblick öffnete die sich ihnen am nächsten befindliche Spinne ihr Maul. Sie schauten in diese unheimliche Öffnung und sahen auch die gefährlichen dreieckigen Zähne, die ihnen wie Messer entgegenleuchteten.

Da ließ Suko los. Sofort rutschte er ab. Er hörte Claudias Schreien und versuchte, seinen Oberkörper während des Falles gegen die glatte Fläche der Felsrinne zu drücken.

Es wurde eine Tortur. Mehrmals schlug Suko gegen den Fels, Claudia schrie noch immer, und der Inspektor hoffte inständig, daß sie im weicheren Sand der kleinen Bucht aufkamen.

Der Aufprall war dennoch mörderisch.

Bisher hatte sich Claudia an dem Inspektor festklammern können, das war vorbei, als sie in den Sand und nicht auf einen aus ihm ragenden Felsen schlugen.

Claudia schrie. Sie überschlug sich und auch Suko kippte nach hinten, wobei er seinen austrainierten Körper zusammenzog und die Wucht des Schwungs ausnutzte, um mit einer Rolle rückwärts wieder

geschmeidig auf die Füße zu kommen.

Im selben Augenblick knickte er nach rechts ein. Selbst Suko schrie vor Überraschung, denn er spürte, den stechenden Schmerz in seiner Kniescheibe. Er fiel nicht zu Boden, sondern blieb in einer schiefen Haltung stehen, wobei er sich auf das Knie konzentrierte, von dem der Schmerz abstrahlte.

Claudia hatte sich aufgesetzt. Sie schaute Suko aus angstgeweiteten Augen entgegen. »Sind Sie verletzt?«

»Kaum.«

»Können wir denn weiter?«

»Sicher, Claudia. Kümmern Sie sich um das Boot. Bitte – und schnell.«

»Wo ist es denn?«

Suko deutete an Claudia vorbei auf eine Felsnase, unter der Suko das Schlauchboot versteckt hatte.

»Ich sehe es.«

»Dann ziehen Sie es vor!« Mehr sagte Suko nicht, denn er wollte sich auf die Spinnen konzentrieren.

Sein Standwinkel war schlecht. Suko mußte den Kopf schon sehr weit in den Nacken legen, um an der Felswand hochschauen zu können. Die Sonne war inzwischen weitergewandert, und ihre Strahlen schafften es, gegen die Wand zu leuchten.

Sie gaben ihr einen gelben, warmen Schein, einen hellen Touch, und sie hoben die auf dem dunkleren Untergrund sitzenden Spinnen noch deutlicher hervor.

Ein objektiver Betrachter hätte dieses Bild als faszinierend empfinden können. Suko sah es sehr subjektiv. Für ihn vereinigte die Szene etwas Grauenhaftes, denn die zahlreichen Monsterspinnen, die über die Steilwand kletterten, waren darauf programmiert, beide Menschen zu verschlingen.

Claudia hatte zum Glück noch keinen Blick auf die Wand geworfen.

Wahrscheinlich hätte sie ihrer Aufgabe nicht nachkommen können, aber Suko mußte sich der Gefahr stellen.

Das tat er.

Die beiden Spinnen, die ihnen zuletzt ans Leben gewollt hatten und deretwegen sie die Rinne hinabgerutscht waren, befanden sich auch am nächsten. Sie hatten bereits den Strand erreicht. Die erste Spinne suchte sich Suko als Ziel.

Wieder einmal wunderte sich der Chinese, wie schnell dieses Monstrum laufen konnte. Unter ihren Füßen wirbelte der Sand in kleinen Wolken hoch.

Noch besaß Suko ein wenig Zeit, und die wollte er nutzen. Er belastete durch einen seitlichen Druck sein rechtes Knie und stellte fest, daß der Schmerz bis in seinen Oberschenkel hochzuckte, aber er

konnte das Bein bewegen.
Das war wichtig.
Die Spinne kam.
Auch die zweite hatte den Sandstreifen erreicht, während sich die Frau bemühte, das doch ziemlich schwere und unhandliche graugrüne Schlauchboot aus der Deckung zu ziehen.
Noch einen letzten Blick warf er hoch zur Wand.
Die anderen Spinnen ließen sich Zeit. So bekamen Suko und Claudia noch eine Galgenfrist.
Und der Inspektor griff an!

***

Ich war Torkan, ein Barbar und Kämpfer. Kraft und Gewalt hatten mein erstes Leben bestimmt, das wußte ich aus der nahen Erinnerung, und diese beiden Dinge bestimmten auch mein zweites.
Der plötzliche Ruck der vier anziehenden Ochsen hatte mich auf die Ladefläche geschleudert, während die sechs Männer fluchtartig das Weite suchten und schreiend aus der unmittelbaren Nähe des Gespanns flohen.
Ich konnte es nicht, denn die Ochsen, mochten sie auch noch so lahm wirken, waren, wenn sie einmal in eine Stampede gerieten, nicht mehr zu halten.
Es gab nur eine Möglichkeit für mich, Torkan. Ich mußte mich von dem Leichenkarren aus auf ihren Rücken schwingen und dort versuchen, sie zum Halten zu bringen.
Noch lag ich auf dem Rücken, und der verdammte Wagen begann zu schlingern, aber ich war nicht umsonst ein Bündel aus Kraft und Energie. Es gelang mir, trotz der rasenden Fahrt mich auf die rechte Seite zu drücken, den Rand des Karrens zu fassen und mich auf die Knie zu stemmen.
In dieser Haltung verharrte ich für einen Moment und schaute auf die knotigen Muskeln meiner Arme.
Als John Sinclair wären sie mir fremd vorgekommen, als Torkan hatte ich mich daran gewöhnt.
Die Räder wirbelten den Staub der Wüste auf. Schon bald war mir die Sicht auf die flüchtenden Begleiter des Wagens genommen, und auch die vier Zugochsen verschwanden hinter der wirbelnden Schicht, die wie eine Fahne zitterte und wehte.
Auf allen vieren kroch ich zum vorderen Ende des Wagens, klammerte mich dort für einen Moment fest und stemmte mich hoch.
Vor mir sah ich die beiden Rücken der letzten Ochsen. Die Tiere stampften schwer, ihre gewaltigen Schädel mit den kurzen Hörnern wippten im Rhythmus der Bewegungen, das aus Holz und Bändern bestehende Geschirr knarrte und zitterte.

Ich machte mich zum Absprung fertig.

Noch einmal schaute ich genau hin, riß den Mund auf und schrie, als ich mich abstieß.

Plötzlich lag ich in der Luft. Ein gewaltiger, muskulöser Körper, aus- und durchtrainiert, vor Schweiß glänzend und dennoch mit einer Schicht aus Staub bedeckt.

Ich wollte es schaffen.

Der Aufschlag.

Vielleicht wäre ich als normaler Mensch weggerutscht und unter die Hufe geraten.

Als Torkan hatte ich die Kraft, selbst einen Ochsen festzuhalten und ihn vielleicht sogar zu zähmen.

Ich lag auf dem Bauch. Meine Arme umspannten den Schädel des Ochsen dicht am Hals, und das Tier spürte die Berührung, denn es wollte mich, den Lästigen, abschütteln.

Ich setzte meine Kraft ein.

Torkan war stärker!

Ich packte beide Hörner, und mir gelang es, den Kopf des in Panik geratenen Ochsen nach unten zu drücken, so daß ich die Kontrolle über das Tier bekam.

Diese Haltung hatte ich genau haben wollen, denn nun konnte ich mich auf dem Rücken des Tiers weiter nach vorn drücken. Ich löste die linke Hand vom Horn und klammerte mich am Holzgeschirr fest, auf das sich das Zittern und Stampfen der vier Beine übertrug, so daß es auch mich nicht verschonte.

Ich war bereit, den zweiten Ochsen, den vorderen, anzugehen.

Das Dröhnen der Hufe auf dem harten Boden schwang wie ein wilder Trommelwirbel an meine Ohren. Der Staub wurde noch dichter, ich hörte das Brüllen der Ochsen und merkte daran, daß auch die Tiere eine gewisse Angst verspürten.

Mein muskulöser Körper wurde durchgeschüttelt. Mit aller Kraft klammerte ich mich fest und schließlich gelang es mir, mich in die Höhe zu stemmen. Wie beim erstenmal, so mußte ich mich auch jetzt nach vorn schwingen, um den Ochsen zu erwischen.

Es war das vordere linke Tier, dessen Rücken im Rhythmus der trommelnden Beine auf- und niederschwang.

Ich fiel auf ihn.

Der Ochse spürte mein Gewicht. Ich hatte das Gefühl, als würde er sich noch mehr anstrengen, denn das Gewicht auf seinem Rücken paßte ihm nicht. Er schüttelte sich, schleuderte den Kopf hoch, ich hörte sein Brüllen und packte auch hier beide Hörner.

Waren die Ochsen einmal in Wut geraten, dann rannten sie so lange, bis sie vor Erschöpfung zusammenbrachen. Dazu wollte ich es nicht kommen lassen und zwang durch meinen harten Griff die Tiere dazu,

sich nach links zu wenden.
Als John Sinclair wäre mir dies vielleicht nicht gelungen, aber Torkan, der Barbar, besaß Kraft. Er war nichts anderes gewohnt. Er verließ sich auf seine Kraft und löste anstehende Probleme nur auf diese Art und Weise.
Mensch gegen Tier!
Wer gewann?
Ich schaffte es. Ich, Torkan, der Barbar, war den Kräften des Zugochsen überlegen.
Und als er sich meinen Willen aufzwingen ließ, pflanzte sich dieses fort, denn auch die übrigen drei Ochsen gehorchten demjenigen, der nun in einen Kreis hineinrannte.
Ich blieb auf ihm liegen. Den Griff hatte ich gewechselt, umklammerte nun den dicken Nacken des Tieres und hockte auf dem Ochsen wie angenagelt. Irgendwann war das Tier erschöpft.
Die drei anderen Tiere glichen sich dem Anführer an, sie wurden ebenfalls langsamer.
Und plötzlich standen die Ochsen.
Ich hörte sie noch schnauben, wobei sie die Köpfe senkten.
Schaum stand vor ihren Mäulern. Sie hatten die Augen verdreht, ihre Beine zitterten. Es hätte nicht viel gefehlt und sie wären umgefallen.
Ich schwang mich vom Rücken eines Tiers, blieb neben ihm stehen und atmete zunächst ein paarmal tief durch. Trotz meiner Stärke hatte mich diese Aktion mitgenommen. Meine Muskeln zitterten, der Körper brauchte Zeit, um sich zu erholen, aber ich war der Sieger geblieben.
Torkan würde es ihnen zeigen!
Ich ging zurück zum Wagen. Schon beim Erwachen war mir etwas aufgefallen, das an der Seite des Karrens festgeklemmt war. Meine Augen leuchteten, als ich die Waffe sah.
Es war ein Schwert!
Für einen Moment krauste ich die Stirn. Die Klinge war nicht sehr lang, sie besaß einen matten Glanz, und ich hätte gern einen Schild gehabt, denn ein wirksames Kämpfen mit Kurzschwertern war nur gegeben, wenn der Schild einem Körper Deckung gab.
Ich schaute das Schwert an und schüttelte den Kopf.
Torkan lebte wieder. Er hatte den Trank dieser Frau überstanden.
Und ich, Torkan, war bereit, meinen Weg der Rache zu gehen. Ich wollte meine Feinde töten, denn ich lebte in einer wilden Welt, in der nur der Stärkere gewann.
Ein Barbar wie ich!
Aus der Ferne näherten sich Punkte. Sie bewegten sich über die graubraune Ebene, liefen dabei nicht zusammen, sondern fächerten auseinander. Mit ihren Armen gestikulierten sie, dem Anschein nach hatten auch sie mich entdeckt.

Es waren die Männer, die meinen Leichenwagen begleitet hatten, und ich wartete auf sie.

Die am Himmel stehende Sonne wanderte weiter. Ich stellte mich in den kleinen Schatten des Wagens, hörte dem Schnauben der Ochsen zu und kniff meine Augen halb, um sie vor den grellen Strahlen der Sonne zu schützen.

So wartete ich.

Die Männer kamen herbei. Ihre Haltung hatte sich verändert. Sie war demutsvoller geworden, und sie gingen gebeugt, als wollten sie mir Respekt erweisen.

In sicherer Entfernung blieben sie stehen. Ihre Kutten waren staubbedeckt.

Die Gesichter lagen im Schatten der Kapuzen. Kaum wagten sie, ihre Köpfe zu heben und mich anzuschauen, bis schließlich einer vortrat, sich mir auf drei Schritte näherte und sich vor meinen Füßen auf die Knie warf.

Ich schaute auf seinen Rücken.

Eine Weile geschah nichts, nur der aufgewirbelte Staub senkte sich langsam dem Boden entgegen. Der Mann wartete wohl darauf, daß ich etwas sagte.

»Steh auf!« Meine Stimme klang rauh. In der Kehle kratzte es. Ich hatte einfach zuviel Staub geschluckt.

Der Mann gehorchte mir.

Er drückte sich hoch, blieb aber in einer demutsvollen Haltung stehen und schaffte es nicht, mir in die Augen zu schauen. »Wirst du uns jetzt töten, Torkan?« fragte er.

»Weshalb sollte ich es?«

»Weil wir ihr gehorcht haben.«

»Der Königin?«

»Ja, sie hat dir den Trank gegeben. Sie wollte, daß du stirbst, und du bist gestorben, aber du bist wieder ins Leben zurückgekehrt. Wir können es uns nicht erklären. Welcher große Geist steht auf deiner Seite und hilft dir?«

Darauf wußte ich keine Antwort. Ich hätte sie ihm auch nicht gegeben, sondern fragte weiter. »Wo solltet ihr mich, den Toten, hinbringen?«

»Das weißt du nicht?«

»Sonst hätte ich dich nicht gefragt.«

»Du solltest zu Baal und auf dem Altar des Götzen sterben. Dort, wo die Gebeine seiner Feinde in der heißen Sonne bleichen, war auch dein Platz vorgesehen. Die Leichenvögel warten schon auf dich.«

»Welche Leichenvögel?«

»Du kennst sie nicht?«

»Ich habe sie nie gesehen.«

Der Mann hob die Schultern. Dabei wischte er sich über das Gesicht.

»Aber du mußt sie gesehen haben. Baals Leichenvögel sind immer da, wenn der Götze es will. Die Götzenbrut beherrscht dieses Land. Sie sind Aasfresser und laben sich an Baals Feinden.«

»Dann wolltet ihr mich auf den Altar legen, um mich den Leichenvögeln zum Fraß vorzuwerfen?« fragte ich drohend und legte meine rechte Hand auf den Schwertgriff.

Der Sprecher wich zurück. Auch die anderen fünf zuckten zusammen.

Sie begannen zu jammern und sprachen davon, daß sie sich nicht weigern konnten, da die Leichenvögel sie sonst selbst gefressen hätten.

»Wir sind nur unbedeutende Diener und müssen tun, was man von uns verlangt. Bitte, Torkan, töte uns nicht! Laß dein Schwert stecken, wir werden alles tun, um dir unsere Treue zu beweisen.«

»Wirklich alles?« fragte ich.

Sie nickten.

»Dann bringt mich zu Baal. Bringt mich zum Altar und dieser Götzenbrut!«

Die sechs Männer erschraken. Damit hatten sie nicht gerechnet. Sie rangen die Hände und versuchten mit allen Überredungskünsten, mich von meinem Plan abzubringen.

Als ich ihn erklärte, bekamen sie es wieder mit der Angst zu tun, doch ich ließ mich durch nichts abbringen und nahm wieder den Platz auf dem Wagen ein, auf dem ich schon zuvor als Leiche gelegen hatte.

»Ihr werdet mich zum Altar des Götzen Baal bringen und so tun, als sei nichts geschehen. Habt ihr gehört?«

»Ja, Herr!«

»Dann los!«

Ich lag rücklings auf der Fläche und hörte den Knall einer schweren Ochsenpeitsche.

Das Gespann setzte sich in Bewegung. Ich spürte den Ruck, hörte das Mahlen der Räder auf dem getrockneten harten Boden und roch schon bald den Staub, der von ihnen aufgewirbelt wurde. Rechts und links des Wagens quoll er hoch und legte sich wie ein Schleier über das Gefährt.

Ich blieb ruhig liegen und harrte der Dinge, die bald kommen mußten.

Geduld zählte zu meinen Tugenden, obwohl ich als Barbar bekannt war. Ich mußte warten können, ich würde warten, und ich wußte genau, daß nicht nur Baal auf mich lauerte, auch sein Opferaltar und die Leichenvögel.

Ich schaute hoch in den Himmel.

Grell schien die Sonne. Der in der Luft liegende Staub ließ ihre Scheibe wie ein helles, von Tränen umflortes Auge erscheinen. Der Staub setzte sich überall fest. Schon bald brannte er in meinen Augen,

lag auf den Lippen und drang auch in meinen Mund.
Der Durst wurde stärker.
Ein Barbar wie ich hatte es gelernt, diese Gefühle zu unterdrücken.
Wichtig war der große Kampf, dem ich nicht würde entrinnen können.
Man hatte mich als Leiche auf den Altar des Götzen bringen wollen.
Ich würde kommen.
Aber als Kämpfer!

***

Claudia Darwood hielt den Wulst des Schlauchboots fest. Sie hatte es geschafft und das Boot aus seiner Deckung gezogen, doch sie kam nicht mehr dazu, es weiter in Richtung Wasser zu schleifen. Die Ereignisse zwangen sie, stehenzubleiben, denn Suko hatte sich überwunden und griff an.

Damit rechnete die Monsterspinne nicht. Plötzlich erschien ihr Gegner dicht vor ihr, und sie sah auch die zum Schlag erhobene Peitsche. Auf den beiden hinteren Beinen stellte sie sich hoch, hatte ihr gefährliches Maul geöffnet und wollte gleichzeitig zupacken, um Suko in ihren Körper zu stopfen.

Da schlug er zu.

Dabei hatte sich der Chinese geduckt, das Gewicht leider auf das rechte Bein verlagert, spürte den ziehenden Schmerz, und er ignorierte ihn.

Die drei Riemen trafen die beiden Vorderbeine und teilten sie, als hätte Suko ein Schwert genommen.

Die Spinne fiel zurück, war für einen Moment aus dem Konzept gebracht und kassierte den zweiten Hieb. Dem Klatschen folgte ein Knacken.

Plötzlich brach der Körper auf. Zwei große Hälften entstanden, ein gewaltiger Riß klaffte. Suko konnte in das Innere der Spinne schauen und sah die Knochenreste eines Menschen.

Auch diese Spinne hatte auf unvorstellbar grausame Weise getötet. Suko ging der Anblick durch und durch. Er schüttelte sich und war für einen Augenblick abgelenkt.

Zu lange, denn die zweite Spinne hatte sich im Schutz der ersten herangeschlichen und sprang.

Claudia Darwood sah dies genau. Sie wollte Suko noch warnen, das schaffte sie nicht mehr. Der Schrei blieb in ihrer Kehle stecken, und so mußte sie mit ansehen, wie Suko plötzlich von zwei Füßen gepackt und in die Höhe gehoben wurde.

Der Schreck dauerte bei dem Chinesen nicht lange. Er war sich der Gefahr, in der er schwebte, allerdings bewußt, und sein Widerstandswille regte sich sofort. Auf keinen Fall durfte er es

zulassen, länger in den Klauen zu stecken. Die Spinne konnte schnell reagieren, sie würde mit aller Macht versuchen, Suko in ihr Maul zu stopfen und ihn zu einem Skelett zu machen.

Der Inspektor war durch die beiden Griffe so eingeklemmt, daß es ihm nicht gelang, mit seiner Peitsche zuzuschlagen. Allerdings hatte er seine linke Hand noch frei, und damit gelang es ihm, nach der Beretta zu fingern.

Dicht vor sich sah Suko das gewaltige Spinnenmaul. Es war so breit, daß auch ein Mensch quer hineinpaßte. Die Zahnreihen des Monstrums erinnerten Suko an kleine Särge.

Der Inspektor kantete den linken Arm an. Der Finger lag bereits am Drücker, es genügte ein kleiner Ruck.

Der Schuß.

Dicht vor dem Auge der Spinne, das so seltsam bunt und glasig schimmerte, blühte die Blume des Mündungsfeuers auf, bevor das geweihte Silbergeschoß mitten ins Ziel hieb.

Ein Volltreffer!

Suko vernahm das Platzen, sah die nach innen fallenden Scherbentrümmer und merkte noch in derselben Sekunde, daß der Druck der beiden Beine nachließ.

Er fiel in den Sand!

Wiederum zuckte der Schmerz durch sein Bein. Für einen Moment blieb er liegen und hörte Claudia Darwoods Stimme, bevor er ihre Schritte im Sand vernahm.

Plötzlich war sie neben ihm, packte Sukos Schultern und zog ihn zurück aus dem unmittelbaren Gefahrenbereich.

Die Spinne war in einen verzweifelten Todeskampf hineingeraten.

Um die eigene Achse drehte sie sich, hieb mit den acht Beinen in den Boden, wirbelte Sand auf, der fontänenartig in die Höhe schoß, dort zu Wolken aufquoll, die zu Boden sanken und den Todeskampf der Spinne verschleierten.

Suko kam wieder auf die Beine.

Claudia stand neben ihm und hielt sich an ihm fest. Dabei bewegte sie die Lippen, ohne daß ein Wort über ihre Lippen kam.

Die weiße Monster-Spinne brach zusammen. Beide Menschen hörten das Knacken und Knirschen, als ihr Körper auseinanderbrach und ein Trümmerfeld aus Gebeinen zurückblieb.

Beide hatten keine Zeit, sich auszuruhen. Schließlich befanden sich noch andere Monster-Spinnen auf dem Weg, und Suko war der erste, der danach drängte, die Flucht zu ergreifen.

»Kommen Sie ins Boot!«

Claudia rannte neben Suko her. Es waren nur ein paar Meter bis zum rettenden Schlauchboot.

Dabei warf Suko einen Blick nach rechts, wo die Felswand in die

Höhe stach.
Die Sonne beleuchtete jetzt den oberen Teil. Es waren blasse Strahlen, die untere Hälfte lag im Schatten, und auf ihr bewegten sich die weißen Spinnen.
Sie waren schnell.
Suko und Claudia mußten schneller sein.
Gemeinsam packten sie an. Suko vorn, die Frau hinten am Boot.
Sie hatte es zum Glück hochgehoben, denn der Motor sollte durch den feinen Sand nicht leiden.
Die Wellen rückten näher. Schon bald liefen sie dort aus, wo sich die Füße des Chinesen befanden, und Suko spürte die Nässe, die in seine Schuhe drang.
»Weiter, weiter!« hetzte er.
Suko hatte genau gesehen, daß jede Sekunde zählte. Sie mußten sich beeilen, die Spinnen konnten sich fast bewegen wie Schnelläufer, und Suko verließ seinen Platz, um sich ihnen entgegenzustellen, denn drei dieser widerlichen Monstren waren schon verdammt nahe heran und würden es schaffen, ihre Flucht zu vereiteln.
Als Suko an Claudia vorbeihetzte und auf die Schmerzen in seinem rechten Bein nicht achtete, fing er ihren erstaunten Blick auf.
»Schieben Sie weiter!« rief er.
Claudia nickte.
Suko stand mit gezogener Beretta und schlagbereiter Peitsche im weichen Ufersand. Er sah den drei Spinnen entgegen, während dahinter weitere die Felswand hinter sich ließen und die kleine sandige Bucht schon erreichten.
Der Chinese schoß.
Die Beretta besaß eine gute Reichweite, besser als die Peitsche.
Man mußte nur zielen können.
Das konnte Suko.
Die erste Kugel jagte in das linke Auge, der sich ganz rechts befindlichen Spinne. Sie zerstörte das Auge, und sofort begann der Todeskampf dieses Monstrums, denn gerade die Augen waren die schwachen Punkte. Die Spinne wuchtete ihren Körper in die Höhe und gleichzeitig so zur Seite, daß sie gegen ihre Artgenossin fiel und diese in ihrem Vorwärtsdrang behinderte.
So konnte sich Suko auf die dritte konzentrieren.
Wieder feuerte er.
Diesmal hieb die Kugel zwischen beide Augen der Spinne gegen den Panzer und sirrte als deformierter Querschläger-Klumpen davon.
Da hatte Suko nichts erreicht.
Er nahm die Peitsche.
Die Spinne war nahe genug heran, hatte die Beine erhoben, und Suko schlug genau in die Lücke.

Es wurde ein Volltreffer.
Klatschen und Knacken.
Diese beiden Geräusche waren es, die in Sukos Ohren wie Musik klangen und vom Tod der Riesenspinne zeugten.
Claudia rief ihn.
Suko drehte sich um.
Claudia Darwood hatte hervorragend reagiert. Es war ihr gelungen, das schwere Schlauchboot zu Wasser zu bringen. Sie selbst hatte darin ihren Platz gefunden und wurde schon von der Strömung erfaßt und aus der kleinen Bucht gezerrt.
Für Suko wurde es Zeit.
Das rechte Bein zog er beim Laufen ein wenig nach. Darauf durfte und konnte er keine Rücksicht nehmen. Er mußte es einfach schaffen. Hoch spritzte das Wasser auf, als er hineinlief. Die Wellen rollten an, wurden höher, schlugen schon über seine Knie und erreichten fast die Oberschenkel.
Suko mußte schneller sein, als das davontreibende Boot, und das bei seiner Verletzung.
Sogar in der kleinen Bucht besaß die Strömung eine gewisse Stärke.
Daran zu merken, daß sie an Sukos Beinen zerrte und die Füße aus dem weichen Schlick riß.
Er schwamm.
So kam er besser voran.
Claudia saß am Heck des Bootes und schaute Suko aus großen Augen entgegen.
Der Chinese strengte sich noch mehr an. Mit Kraulstößen durchpflügte er das Wasser, und es gelang ihm tatsächlich schneller als das davontreibende Schlauchboot zu sein.
Eine Welle trug ihn fast aus dem Wasser. Suko schleuderte seinen Körper vor, streckte die Arme aus, und im nächsten Augenblick klatschte seine rechte Hand auf den Wulst des Schlauchboots.
Claudia handelte ebenfalls. Mit beiden Händen umklammerte sie das Gelenk des Chinesen und half Suko dabei, sich über den Wulst der Bordwand zu rollen.
Erschöpft blieb Suko im Boot liegen. Einige Male atmete er tief durch, merkte das Schaukeln auf den Wellen und stemmte sich schließlich so weit hoch, daß er sitzenbleiben konnte.
»Geschafft«, sagte er und lachte dabei.
Claudia saß im Boot. Ihr Körper schwankte im Rhythmus der Wellenbewegungen.
»Und wie steht es mit den Klippen?« fragte sie.
Suko wischte Wasser aus seinem Gesicht. »Daran müssen wir noch vorbei, Mädchen.« Er lächelte. »Zum Glück besitzt dieses Boot einen kleinen Motor. Es ist also nicht ganz so schlimm. Sie brauchen nicht

zu rudern.« Er bewegte sich zum Heck hin und drückte Claudia zur Seite.

»Das ist jetzt mein Platz.«

Claudia überließ ihn Suko gern. Im Umgang mit Booten war sie nicht eben geübt.

Der Inspektor zog an der Leine. Beim dritten Versuch klappte es.

Zuerst spotzte der Motor einige Male, um dann jedoch zu kommen.

Suko drückte seinen Rücken gegen den Wulst und faßte das kleine Ruder.

»Halten Sie sich gut fest, Claudia!« warnte er die junge Frau.

Sie nickte. Die Lippen hatte sie aufeinandergepreßt. In ihren Augen lag ein wachsamer gespannter Zug. Sie sah die Notration, die beiden Paddel, die Munition für die Leuchtrakete, und ihr wurde ein wenig wärmer ums Herz. Zudem setzte sie in Suko Vertrauen.

Der Mann hatte sie bisher sicher durch die Gefahrenherde geführt und würde es auch weiterhin schaffen.

Die Strömung schmatzte. Sie gerieten in höhere Wellen und damit auch in die Nähe der ersten Felsen, die aus dem Wasser schauten. Es fiel dem Inspektor schwer, das Boot zu steuern. Beide Menschen wurden nicht nur nach vorn geschoben, sondern auch zurückgerissen und gerieten in einen gefährlichen Strudel, wenn das Wasser schäumte, gurgelte und schmatzte. Rauschend rann es um den Wulst.

»Festhalten!« rief Suko. Er hatte die Welle zuerst entdeckt. Plötzlich war sie da.

Hoch wurden beide auf den ersten wilden Ausläufer der Brandung gestemmt.

Sie tanzten auf einem breiten Kamm. Gischt sprühte herbei, kam über, beide klammerten sich fest, einen Augenblick später rutschten sie in das Wellental und hatten gleichzeitig auch die ersten gefährlichen Felsen hinter sich gelassen.

Ein Kreisel aus sich drehendem Wasser, Schaum und Sprüh empfing sie, packte das Boot und spie es wieder aus. Das Boot zu steuern, war kaum möglich. In diesem Falle mußten sie sich auf das Glück verlassen.

Verständigen konnten sie sich kaum noch. Mittlerweile waren sie aus der schützenden Bucht getrieben worden und erreichten die Brandung.

Zwar wurden sie nicht mehr gegen die Felsen zurückgeworfen, doch fontänenartig kam ihnen das Wasser entgegen und fiel in gewaltigen Wellen über ihnen zusammen.

So kämpften sie sich vor und rutschten vorbei an den Felsen. Die Kraft des Wassers schob sie auf das offene Meer hinaus, sie gerieten in den Bereich der Dünung, die sie erfaßte und auf einem schäumenden Wellenkamm reiten ließ.

Vor ihnen lag die weite, unendlich erscheinende Fläche. Sie waren naß, aber glücklich.

Claudia sprach Suko an. »Haben wir es überstanden?« fragte sie begierig.

Der Chinese nickte. »Das glaube ich schon.«

»Und wie soll es weitergehen?«

»Man wird uns aufnehmen.«

»Wissen Sie denn, ob die im U-Boot uns auch sehen?« Die Frage klang skeptisch.

»Das glaube ich schon. Wir haben, als ich das Boot verließ, Zeiten ausgemacht.«

Claudia drehte sich um und schaute über die graugrüne, leicht glasig wirkende Fläche. »Ich sehe aber nichts.«

»Seerohre sind immer schwer auszumachen. Warten Sie es nur ab, Claudia. Sie werden sehr bald erkennen, daß wir nicht allein sind.«

»Hoffentlich.« Claudia nickte sich selbst zu, wischte sich das Wasser aus dem Gesicht und griff nach einer im Boot liegenden Decke. Sie mußte sie erst losschnallen. Als der wärmende Stoff über ihren Schultern hing, lächelte sie und sagte: »Jetzt geht es mir besser.«

»Das freut mich.«

Suko schaute sie an. Er sah genau, wie sich ihre Gesichtszüge veränderten. Sie schienen plötzlich einzufrieren, und Claudia schüttelte den Kopf, als wollte sie es nicht glauben.

»Was haben Sie?«

Im Gegensatz zu Suko saß seine Begleiterin so, daß sie zum Strand zurückschauen konnte. Das hatte sie auch getan. Ihr Mund klappte auf, sie wollte etwas erklären, bekam jedoch keinen Laut hervor.

Suko drehte sich.

Er sah es ebenfalls.

Die weißen Monsterspinnen dachten keineswegs daran, die Jagd schon aufzugeben.

Der Reihe nach stürzten sie sich in das Wasser…

***

Claudia hob die Arme und preßte die Hände gegen die Wangen.

»Das kann doch nicht wahr sein. Verdammt!« schrie sie. »Werden wir diese Ungeheuer denn überhaupt nicht los?«

Auch Suko war unwohl in seiner Haut. Er konnte sich die Sache nicht erklären. Wie schnell schwammen Spinnen? Schafften sie es überhaupt, sich über Wasser zu halten? Sicher, sonst hätten sie es nicht versucht.

Suko versuchte sich auszurechnen, wie groß ihr Vorsprung war und ob die Spinnen ihn überhaupt einholen konnten, bevor sie das rettende UBoot erreichten.

Er wußte nichts, es gab einfach zu viele Unbekannte in seiner Rechnung. Sicherheitshalber ließ er sich von Claudia Darwood die Leuchtpistole geben.

»Wird man uns denn sehen?« erkundigte sich Claudia zitternd.

Suko blieb ruhig. Er klemmte das Ruder zwischen Wulst und Ellbogen fest. »Das wollen wir erst mal sehen.«

»Sicher sind Sie auch nicht.«

»Bitte, geben Sie mir das Glas. Und halten Sie danach das Ruder. Sie brauchen nichts zu machen, nur festzuhalten.«

Abermals wechselten sie die Plätze. Zum Glück war das Meer ruhig.

Wellenkamm und Wellental wechselten sich ab. Die Dünung war nicht sehr hoch, dafür langgestreckt, und die Fahrten in die Täler aus Wasser waren mehr ein Gleiten.

Suko suchte mit dem Glas systematisch die weite Fläche nach dem Sichtrohr des U-Bootes ab, doch er fand nichts.

Nur Wasser…

Hin und wieder einige Seevögel, die über der weiten Fläche schwebten und manchmal ihre Kreise so tief drehten, daß sie die Wellenkämme fast berührten.

Die Sonne war verschwunden. Dicke Wolken hatten sich vor sie geschoben. Es war kühler geworden.

»Und?« fragte Claudia.

Suko ließ das Glas sinken. »Noch sehe ich nichts.«

»Die haben uns bestimmt vergessen«, preßte Claudia hervor und nickte dabei heftig.

»So kann man das nicht sehen. Wir haben Zeiten ausgemacht. Die Besatzung besteht aus Soldaten. Solche Männer sind an Disziplin und Ordnung gewöhnt. Das können sie sich gar nicht erlauben.«

Claudia Darwood wiegte deprimiert den Kopf.

»Noch leben wir!« Mehr sagte Suko nicht. Dafür nahm er wieder das Glas hoch. Er schaute zurück zum Strand. Der Inspektor drehte ein wenig an der Optik, holte die steile Küste noch näher heran, aber dort sah er keine Spinnen mehr.

Noch einmal verfolgte er den Weg, den Claudia und er zurückgelegt hatten. Im Nachhinein wunderte er sich darüber, daß sie beide es, ohne Schaden zu nehmen, überstanden hatten.

Von den Spinnen sah er zunächst nichts. Sie schienen von der Brandung und den Wellen untergedrückt zu sein, verschwunden im schäumenden Strudel des ufernahen Wassers. Aber der Inspektor war Realist genug, er ließ sich nicht täuschen. Vielleicht zerbrach die Brandung einige dieser Tiere, aber nicht alle.

»Sehen Sie welche?«

Suko hörte die Angst aus Claudias Frage und hob die Schultern.

»Im Augenblick nicht.«

»Aber Sie rechnen damit, daß sie uns verfolgen?«
»Davon müßten wir ausgehen.«
»Wann hört das endlich auf?«
Darauf wußte Suko auch keine Antwort. Er starrte weiterhin durch die Optik, bewegte das Glas auf und nieder, doch Spinnen entdeckte er nicht. Nur den hochwirbelnden weißen Schaum der Brandung, die langen Gischtfontänen – und die Bewegung auf dem oberen Rand der Klippen, direkt vor dem steilen Abgrund.
Da stand jemand.
Kalt rann es Suko über den Rücken. Er sah deutlich den blauen Nebel und in ihm die roten Punkte.
Okastra!
Suko verzog das Gesicht. Obwohl zum Greifen nahe, trennten ihn und den Dämon doch viele, viele Meter. Sein Anblick erinnerte den Inspektor auch wieder an den eigentlichen Zweck seiner Reise in diese windige Ecke Nordwest-Spaniens. Er hatte John Sinclair, seinen Freund und Kollegen heraushauen wollen. Das war ihm nicht gelungen. Im Gegenteil, er hatte den Geisterjäger nicht einmal zu Gesicht bekommen.
Über Johns Schicksal war nichts bekannt.
Suko ließ das Glas wieder sinken. Er kniete im Boot, und das Blut stieg in sein Gesicht. Unter der Haut schien es zu kochen.
Claudia Darwood merkte, was mit dem Inspektor los war. »Geht es Ihnen nicht gut?« fragte sie.
Der Chinese hob die Schultern. »Nun ja«, sagte er, »ich dachte gerade an John.«
Claudia senkte den Kopf. »Ich weiß auch nicht, was mit ihm weiter geschehen ist. Ich sah nur, wie er sich auflöste. Es ist schlimm.«
»Da sagen Sie etwas.« Von seinen anderen Beobachtungen erzählte der Inspektor nichts. Er wollte Claudia nicht unbedingt noch mehr strapazieren.
Die Küste rückte immer weiter zurück. Von der Dünung wurden sie getragen. Mit Hilfe eines Kompasses orientierte sich der Chinese.
Sie wurden nach Nord-Nordwest getrieben.
Und da wartete auch das U-Boot.
Wieder suchte Suko das Meer ab. Er hatte auf seine Uhr geschaut und festgestellt, daß sie sich genau zwischen den beiden Auftauchzeiten befanden.
Sollte er eine Leuchtkugel abschießen?
Es hatte positiv sein können, aber es barg auch Risiken in sich.
Suko wollte auf keinen Fall von der spanischen Küstenwache entdeckt werden, denn seine Aktion lief gewissermaßen unter dem Stempel geheim.
Deshalb wartete er noch.

»Behalten Sie das Ruder!« wies er Claudia Darwood an.
»Und wenn die Spinnen kommen?«
»Kümmere ich mich um sie.«
Suko sagte dies einfach so dahin. Tatsächlich verspürte auch er ein gewisses Magendrücken. An Land hätten sie unter Umständen den Monstertieren ausweichen oder davonlaufen können. Hier waren sie gefangen, und Suko konnte sich durchaus vorstellen, daß es den Spinnen gelingen würde, den Wulst des Bootes zu zerstören.
Das war nicht gerade angenehm.
Der Motor trieb sie weiter. Sie glitten über die lange Dünung.
Wellenberge und Wellentäler wechselten sich ab. Einmal oben, danach wieder unten und dabei stets die Angst verspürend, von den unheimlichen Spinnen erwischt zu werden.
Sukos Schätzungen nach mußten die Spinnen, falls sie die Brandung überstanden hatten, sich längst auf dem offenen Meer befinden und irgendwann einmal auftauchen.
Wieder suchte er die Fläche ab.
Da sah er die Höcker.
Es waren tatsächlich Höcker. Drei von ihnen gerieten in sein Blickfeld. Sie wurden von den langen Wellen bewegt, nach oben getragen, wieder zurückgespült, überschwemmt und gerieten abermals in seinen Sichtbereich. Ein ständiges Auf und Ab. Gleichzeitig eine Warnung für die Menschen. Die Spinnen waren da und wollten Opfer.
Suko schluckte. Von seiner Entdeckung hatte er Claudia nichts mitgeteilt.
Er legte das Glas weg. Schon mit bloßen Augen waren die mutierten Spinnen zu erkennen.
Tief atmete Suko aus. Die Peitsche steckte in seinem Gürtel. Er dachte auch daran, die Beretta nachzuladen.
Das sah Claudia. »Hat es einen besonderen Grund?«
»Sicher. Wir müssen gewappnet sein.«
»Dann haben es die Spinnen geschafft?«
Suko sah keinen Grund mehr, die Frau zu belügen, deshalb nickte er. »In der Tat, sie überwanden die Brandung ebenso wie wir. Tut mir leid, Claudia, daß ich Ihnen nichts anderes sagen kann. Es ist nun mal so.«
Sie lächelte. »Ich hätte es mir denken können.«
»Seien Sie also nicht überrascht, wenn plötzlich eine Spinne auftaucht. Und halten Sie um Himmels willen das Ruder fest.«
»Ich werde mich bemühen!« Trotz der klaren Worte, zitterte ihre Stimme.
Suko lächelte und strich über ihr Haar. »Gemeinsam werden wir es packen, glauben Sie mir.«
Eine Antwort bekam er von Claudia nicht. Außerdem hatte er keine

verlangt.

Die Wellen trugen sie weiter. An das Geräusch des Außenborders hatten sich beide gewöhnt und auch an die überspritzende Gischt und die langen Fahnen der Wassertropfen.

Immer näher kamen die Spinnen. Bereits mit bloßem Auge waren sie zu erkennen. Ihre weißen Höcker bewegten sich auf und nieder.

Manchmal überspült, dann wieder da, und die Entfernung schmolz.

Drei Spinnen schienen die Brandung überwunden zu haben. Suko hatte sie gezählt.

Eine vierte jedoch hatte es geschafft, unentdeckt sich dem Boot mit den beiden Menschen darin zu nähern.

Als sie auftauchte, wurde es für Suko und Claudia Darwood eine böse Überraschung.

An der Backbordseite erschien sie und stemmte sich in die Höhe.

Claudia und Suko hatten das Gefühl, von gewaltigen Händen in die Höhe gewuchtet zu werden. Der Inspektor hörte den entsetzten Schrei der Frau und sah, daß sie gegen den Steuerbordwulst des Bootes rutschte. Das Ruder konnte sie nicht mehr halten.

Auch Suko schaffte es nicht. Er wurde aus seiner knienden Stellung gerissen und rutschte auf Claudia Darwood zu. Er sah ihr angstverzerrtes Gesicht, und darüber schwebten, wie einen Kreisbogen schlagend, zwei Spinnenbeine…

***

Man hatte von den Leichenvögeln gesprochen, und ich konnte sie plötzlich sehen.

Hoch in der Luft schwebten sie als kreisende Punkte und ihr Erscheinen kündigte mir an, daß es soweit war. Baal und sein schrecklicher Altar konnten nicht mehr fern sein, denn die Leichenvögel waren seine Wächter.

An die Geräusche des Karrens hatte ich mich gewöhnt. Das Knarren der Räder im Staub, der einfach nie abriß und eine braungraue Schicht auf meinen verschwitzten Körper gelegt hatte.

Ebenfalls an die Schritte meiner Begleiter, die sich in ihrer Monotonie der des fahrenden Karrens und dem Stampfen der Ochsenhufe anglichen.

Ich spürte das Metall des Schwerts auf meiner Haut. Es war inzwischen warm geworden und klebte, weil Schweiß auch mein Bein bedeckte. Bei jedem Atemzug schmeckte ich den bitteren Staub.

So ruhig ich auch dalag, mein Herz steckte voller Rachegedanken.

Ich dachte an die Königin, die mir ihren verfluchten Trank gegeben hatte, um mich dem Götzen Baal als Opfer zu reichen, damit sie unter seinem Schutz stand.

Ich würde allen einen Strich durch die Rechnung machen.

Und so wartete ich ab.

Es verging Zeit, und die Vögel blieben. Zunächst hatte ich nur drei gezählt, aber es wurden mehr.

Ich starrte sie an. Sie wurden größer, als sie auseinanderfächerten.

Wahrscheinlich hatten sie mit ihren scharfen Augen längst das auf dem Leichenkarren liegende Opfer entdeckt und lauerten darauf, es zerreißen zu können.

Hin und wieder sah ich hinter dem Staubschleier ein neugieriges Gesicht erscheinen. Immer dann, wenn einer meiner Begleiter einen Blick auf mich und die Ladefläche des Karrens warf.

Ich gab mit keiner Reaktion zu erkennen, daß ich dies gesehen hatte.

Sollten sie mich für schlafend halten. Nur nicht für tot.

Ein Vogel segelte herbei. Er hatte seine weiten Schwingen ausgebreitet.

Größer und größer wurde der Vogel. Ich hörte die Angst der Männer an ihren Schreien und heftig ausgestoßenen Worten, sagte aber nichts, sondern blieb still liegen.

Wenn die Vögel etwas wollten, würden sie sich schon zeigen, dessen war ich sicher.

Schon bald sah ich den ersten deutlicher. Sein Schnabel hob sich von dem braunschwarzen Gefieder ab, ebenso wie die Farbe seines Schädels. Er war völlig blank und schimmerte in einem dunklen Rot, das schon einen Stich ins Violette besaß.

Der Schnabel war sehr lang, dabei spitz und leicht gekrümmt. Er kam mir vor wie zwei aufeinanderliegende Dolche. Der Leichenvogel war bereits so nahe, daß ich seine Augen erkennen konnte, und ich fragte mich, weshalb er so hieß.

Wahrscheinlich war er ein Aasfresser…

Der erste Vogel befand sich direkt über mir. Er hielt die Geschwindigkeit des Wagens bei, schlug hin und wieder zum Ausgleich träge mit den Flügeln und ließ sich im nächsten Moment tiefer sacken.

Die Männer spritzten weg. Ihre Schreie wurden noch lauter, Panik überschwemmte sie. Auch ich sah den Vogel dicht über mir. Aus seinen Augen strahlte mir eine ungeheure Bösartigkeit entgegen, dabei war der Blick noch scharf wie ein Messer.

Wollte er mich?

Ich bewegte meine rechte Hand und legte sie schon auf den Schwertgriff. Gleichzeitig spannte ich die Muskeln an, damit ich mich, wenn es darauf ankam, mit einem einzigen Schwung in die Höhe stemmen konnte.

Er war da und huschte vorbei. Einmal hatte er mit beiden Flügeln geschlagen.

Ich spürte noch den Windzug, der mich streifte, dann war der Vogel

vorbei.

Dafür hörte ich den schrillen Ruf.

Jetzt hielt mich nichts. Ich mußte sehen, was geschehen war und sprang auf. Dabei schwang ich die Klinge hoch, um mich dem Vogel zu stellen.

Das gelang mir nicht mehr. Er hatte bereits das Weite gesucht, aber mit einem Opfer im Schnabel.

Zwischen den beiden Hälften klemmte einer meiner Begleiter.

Zum Glück rasten die Ochsen nicht davon, sie behielten ihren Trab bei und schienen vor dem Leichenvogel keine Angst zu haben, dafür die Männer um so mehr.

Sie hatten die Nähe des Wagens verlassen und sich zu Boden geworfen. Zwei von ihnen drückten die Gesichter in den Staub. Die anderen drei knieten, rangen die Hände, flehten zu ihrem Götzen, und ich horte mehrmals das Wort *Baal* heraus.

Ihm allein huldigten sie.

Baal war für sie das Größte. Und er gab und nahm.

Wie jetzt!

Der Leichenvogel war längst aus meiner Sichtweite entschwunden. Im Schnabel hielt er das Opfer. Ich glaubte, ferne Schreie zu vernehmen und sah die anderen fünf Vögel, wie sie aus der Höhe herabstießen und sich an der Beute beteiligen wollten.

Der Leichenvogel drehte ab. Er wurde sehr schnell und flog den anderen davon. Direkt in den Himmel und damit in die gleißende Sonne schien er zu steigen. Dort wurde er zu einem Punkt und war bald gar nicht mehr sichtbar.

Wir blieben zurück.

Die Ochsen hörten nicht mehr das Knallen der schweren Bullpeitsche.

Sie reagierten auf ihre Weise und blieben stehen, die Köpfe gesenkt, schnaubend und prustend.

Ich kletterte vom Wagen.

Zu den Knienden begab ich mich, packte sie an der Schulter und riß sie herum.

Ich schlug sie gegen die Wangen, schrie sie an und sah ihr Kopfschütteln.

Es dauerte seine Zeit, bis sie auf die Füße kamen. Einen pickte ich mir heraus, schleuderte seine Kapuze zurück und drückte ihm die Schwertklinge schräg gegen den Hals.

Der Mann hatte schreckliche Angst. Seine Augen waren verdreht, der Mund stand offen. Auf seinem kahlen Schädel schimmerte der Schweiß in dicken Tropfen.

»Was haben die Vögel gemacht? Weshalb sind sie gekommen? Warum haben sie ihn geholt?«

»Baal!« schrie er. »Baal…«

Immer wieder fiel der Name des Götzen. Mit einem wütenden Laut auf den Lippen wandte ich mich ab und schüttelte den Kopf.

Ich würde ihm bald gegenüberstehen, aber ihm und seinen Leichenvögeln wollte ich es nicht so einfach machen, das schwor ich mir.

Wenn ich den Knochenaltar sah, dann…

»Weiterfahren!« ordnete ich an. »Los!« Bei diesen Worten stieg ich auf den Leichenkarren und legte mich wieder auf den Rücken. Der Abdruck meines Körpers war genau zu sehen, denn dort lag keine Staubschicht.

Die Männer gehorchten. Sie waren nur mehr zu fünft. Was mit dem sechsten geschehen war, konnte ich mir gut vorstellen. Wieder knallten die schweren Bullpeitschen, und die Ochsen zogen an.

Abermals begann das monotone Fahren. Die Landschaft hatte sich kaum verändert. Noch immer erstreckte sich der Gebirgszug auf der rechten Seite. Die Berge waren allerdings höher geworden, und ich selbst wurde bergauf und bergab geschleift.

Ich hatte gehört, daß wir gegen Einbruch der Dunkelheit den Ort erreichen sollten, wo Baal ein Opfer gebracht wurde. Noch aber stand die Sonne hoch am Himmel.

Die Vögel griffen nicht mehr an. Dennoch gab es einen Zwischenfall, denn einer von ihnen kam noch zurück.

Ich hörte es am angsterfüllten Schreien meiner Begleiter und sah ihn schon sehr bald über mir.

Etwas fiel auf uns nieder.

Ich vernahm die Einschläge, und auch der Leichenkarren wurde nicht verschont.

Ich richtete mich auf. Der Gegenstand war dicht neben meiner Schulter aufgeprallt. Er war rund, auch blank und besaß an seiner Vorderseite mehrere Höhlen.

Ein Totenschädel…

Ich hielt ihn für einen Moment in der Hand. Meine Finger steckten in den leeren Augenhöhlen, bevor mich die Wut überkam, ich meine Kraft einsetzte und den Schädel zerdrückte.

Zwischen meiner Hand zerknackte und zerknirschte er. Die einzelnen Splitter sprangen weg, und den Rest schleuderte ich wütend über den Karrenrand.

Auch die anderen Männer waren von den vom Himmel fallenden Knochenteilen nicht verschont geblieben und hart getroffen worden.

Einmal sah ich sogar ein blutendes Gesicht über mir, als der Mann in den Karren schaute. In der rechten Hand hielt er einen blanken Fuß.

Danach verschwand das Gesicht wieder hinter dem Staubschleier.

Es war eine wilde Welt, eine grausame Zeit, in der tatsächlich nur der Stärkere überleben konnte.

Ich, Torkan, war stark.
Barbaren mußten so sein. Ich kämpfte für keine Seite, sondern nur für mich allein.
Und ich würde bald dem Götzen Baal gegenüberstehen.
Die Berge rückten näher. Auch sie schimmerten braungrau. Ich sah ihre turmartigen Felsen wie Finger oder abgebrochene Hände in die Höhe stechen.
Noch immer begleitete mich das Mahlen der Räder. Weiterhin wirbelte der Staub, und die Sonne war nur mehr ein breiter heller Fleck.
Zudem verschwand sie bereits hinter den hohen Felsen.
Das Knallen der Peitschen war meine Begleitmusik. Die Echos wurden anders, die Dunkelheit nahm zu, lange Schatten fielen auf den Leichenkarren nieder und trafen auch mich.
Wir fuhren durch eine Schlucht. Der Weg wand sich wie eine Riesenschlange um Felsen herum. Der Mann mit dem blutigen Gesicht trat dicht an die Seite des Karrens und beugte sich hinüber.
»Es ist bald soweit«, erklärte er. »Baal wartet.«
»In der Schlucht?«
»Dort ist sein Reich.«
Ich hatte genug gehört und legte mich wieder hin. Ja, es war gut, daß ich ihm bald gegenüberstand, dann würde ich mich für das rächen, was er mir angetan hatte.
Die Echos der rollenden Räder kamen lauter von den Wänden zurück.
Ein Zeichen, daß sie noch enger zusammengerückt waren. Wir fuhren im Schatten, ich merkte die Kühle und fühlte mich wohler, obwohl ich wußte, daß bald einiges auf mich zukommen würde.
Es ging talwärts.
Hatte man nicht davon gesprochen, daß der Altar in einer Schlucht liegen würde?
Gern hätte ich mich erhoben und nachgeschaut, aber ich wollte, daß Baal mich für tot hielt, wenn ich auf seinen Opferstein gelegt wurde und die Leichenvögel kamen.
Ich erinnerte mich wieder an sie. Wo steckten sie? Eigentlich hätten sie in meiner Nähe sein müssen, denn wo Baal seinen Hort besaß, konnten auch sie nicht weit sein.
Ich blinzelte in die Höhe.
Die Felsen kamen mir sehr dunkel vor. Schroff und kantig waren sie, besaßen kleine, plateauartige Vorsprünge, die wie Nasen oder Kinne hervorschauten und dabei den Platz boten, den auch die Vögel brauchten, um sich auszuruhen.
Sie saßen dort.
Gewaltige Monstren, still, stumm und beobachtend. Fast verschmolzen ihre Körper mit den Schatten der Felsen, und nur die

helleren Schnäbel lugten aus dem Dunkel.
Sie hatten mich längst entdeckt. Nur griffen sie nicht ein. Bestimmt mußte Baal erst seinen Befehl geben.
Wir rollten weiter. Der Weg senkte sich noch stärker. Steine kollerten weg, waren schneller als wir und landeten irgendwo am Ende des schmalen Pfads.
Die Ochsen hatten Mühe. Hin und wieder stemmten sie sich auf, um nicht abzurutschen oder das Gleichgewicht zu verlieren. Kein Peitschenschlagen war mehr zu hören, die Tiere gingen von allein, als würden sie die Nähe des Wassers wittern.
Ich rührte mich noch immer nicht. Wie ein Toter lag ich auf dem Rücken, atmete so wenig und so flach wie möglich, so daß sich mein Brustkasten weder hob noch senkte.
An der Lage des Karrens merkte ich, daß der bergab führende Pfad sein Ende gefunden hatte. Jetzt ging es normal und waagerecht weiter.
Die vier Räder rumpelten über im Weg liegende Steine, der Karren schaukelte, rollte danach über ebeneren Boden, bis meine fünf Begleiter Schreie ausstießen und dabei den Ochsen in die Geschirre griffen.
Wir stoppten.
Lange hatte ich darauf gewartet, jetzt endlich war ich am Ziel. Gab man mir noch eine Galgenfrist, oder würde man mich sofort zu opfern versuchen? Ich wußte es nicht.
Und so wartete ich ab…
Es war still in dem kühlen, schattigen, leicht unheimlich wirkenden Tal geworden. Eine Ruhe vor dem Sturm, der jeden Augenblick mit aller Gewalt losbrechen konnte.
Von den fünf Begleitern sah ich nichts mehr. Sie hatten sich irgendwohin verzogen. Nur ihre Schritte vernahm ich noch kurze Zeit, dann war es ruhig.
Allmählich kühlte mein Körper ab. Der Schweiß darauf wurde zu einer kalten Schicht. Auch das Metall des Schwerts verlor seine Wärme, und ich fühlte die Waffe wieder.
Zwei Leichenvögel erhoben sich mit trägen Bewegungen von ihren Vorsprüngen. Den Flug verfolgte ich unter den halb geschlossenen Augendeckeln. Obwohl sie ihre Schwingen bewegten, war kein Laut zu hören. Ich vernahm ihn erst, als sich die Vögel dem Leichenkarren näherten und die Schatten der Schwingen nicht nur über das Gefährt, sondern auch über mich fielen.
Wollten Sie mich schon holen?
Ich irrte, denn die gewaltigen Leichenvögel nahmen rechts und links auf den Seitenrändern des Karrens Platz. Durch ihr Gewicht drückten sie ihn tiefer, das Gefährt schaukelte so lange, bis es sich wieder

beruhigt hatte.
Es blieb ruhig. Auch die Leichenvögel rührten sich nicht mehr, so daß sie wie versteinert wirkten.
Allmählich wurde ich mir über ihre Aufgabe klar. Sie waren als zusätzliche Wächter eingesetzt, damit ich, das Opfer, keinen Fluchtversuch unternahm. Das hatte ich auch nicht vor, ich wollte warten, bis der Dämon Baal erschien, und ihn dann angreifen.
Mit aller mir zur Verfügung stehenden Kraft.
Schritte drangen an mein Ohr. Sie entfernen sich. Es waren meine bisherigen Begleiter, die sich davonstahlen. Wenig später waren ihre Tritte nicht mehr zu hören, dafür vernahm ich einen schrillen Singsang, der trotz der schrecklichen Melodie eine gewisse Gleichförmigkeit besaß.
Baals Opfergesang…
Ich lag und lauschte. Der Gesang steigerte sich, wurde zu einem Kreischen, das anhielt, plötzlich in wilde Schreie überging, um dann zu verstummen.
Ruhe…
Kam Baal jetzt?
Ich hörte ihn nicht, dafür wieder die Schritte meiner Begleiter, wie sie sich dem einsam stehenden Leichenkarren näherten. Das merkten auch die Vögel. Sie wurden nicht mehr gebraucht, nickten mit ihren rotvioletten, kahlen Köpfen, breiteten ihre Schwingen aus und stiegen träge in die Höhe, während vier Männer auf die Ladefläche des Karrens kletterten und mich anhoben.
Zwei hielten meine Beine fest, die anderen beiden schoben ihre Hände unter meine Arme.
So hoben sie mich an.
Plötzlich schwebte ich, schaukelte im Griff der vier Träger, die schwer atmeten, denn ich war nicht leicht.
Fast wären die beiden hinteren gefallen, als sie von der Ladefläche sprangen und Mühe hatten, mich festzuhalten.
Meine Erwartung nahm zu. Der Zeitpunkt, Baal gegenüberzustehen, rückte immer näher.
Zum erstenmal kamen mir Zweifel.
Baal war ein Götze, eine finstere Gestalt aus schwarzmagischen Welten. Kam ich, ein Mensch, überhaupt gegen ihn an. War es nicht schon immer so gewesen, daß die Götzen die Oberhand behalten hatten?
Daran mußte ich denken und gab mir selbst recht. Nicht sehr oft war es den Menschen gelungen, sich gegen die Götter zu stellen und sie zu besiegen.
Ich würde sehen.
Die vier Helfer trugen mich an der linken Seite des Wagens vorbei.

Ich hörte ihre Schritte und schaukelte in ihren Griffen, weil sie nicht gleichmäßig gingen.

So näherten wir uns dem Ziel.

Da sie wußten, daß sie keinen Toten trugen, hatten sie mich so gedreht, damit ich nach vorn schauen und auch den Blutaltar des Götzen Baal sehen konnte.

Er befand sich nicht mehr weit entfernt. Eine breite Platte aus Stein, die auf Felsbrocken stand und auf der trotz zahlreicher Knochenreste noch soviel Platz war, daß ich darauf liegen konnte.

Das Gestein war dunkel, die Knochen nicht.

Die zahlreichen Gebeine hoben sich scharf von dem Gestein ab. Ich sah Füße, Hände, Schädel, Arme, Finger und Beine. Manche zersplittert, andere noch völlig erhalten.

Auch halbe Schädel stachen mir ins Auge, und ich nahm auch noch anderen Geruch wahr.

Es roch nach Blut…

Ein schlimmer Gestank, der in meine Nase drang und Ekel in meinem Innern hochspülte.

Von Baal sah ich nichts.

Der Felsen, auf dem die Altarplatte lag, war in den Boden gebaut oder gelegt worden, so daß sich die Altarplatte in Oberschenkelhöhe eines Menschen befand und meine vier Träger keine Schwierigkeiten haben würden, mich niederzulegen.

Sie brauchten mich nicht erst hochzuhieven, ließen mich für einen Moment schweben und Öffneten ihre Griffe.

Ich schlug auf die Platte.

Mein Hinterkopf dröhnte gegen das Gestein. Für einen Augenblick spürte ich ein dumpfes Gefühl, das von Schmerz abgelöst wurde, dann hatte ich mich daran gewöhnt und hörte, wie meine vier Träger zurücktraten.

Es wurde still.

Eine Stille der Erwartung, denn jeder, auch ich, wartete auf den Götzen Baal.

Seine Götzenbrut lauerte bereits.

Es waren die Leichenvögel, die auf den Felsen hockten und samt und sonders ihre Hälse so gedreht hatten, daß sie aus ihren gnadenlosen Augen auf den Altar starren konnten.

Ihr Blick bereitete mir Angst. Ich kannte die Stärke der Vogel, und auch ich war kein Schwächling, aber wenn sie zur gleichen Zeit angriffen, würde ich es schwer haben.

Schon mit ihren Blicken wollten sie mich fressen. Die runden Glotzaugen wirkten wie gefüllte, kleine Höhlen in dem kahlen Kopf.

Wann kam Baal?

Ich hatte mich lange genug beherrschen müssen und fühlte die innere

Unruhe in mir. Noch immer atmete ich flach, wobei ich den Mund geschlossen hielt und nur allein durch die Nase Luft holte.

Wenn ich in die Höhe schaute, sah ich die steilen Felswände und hoch über ihnen, an ihrem Ende, den Ausschnitt des Himmels.

Hell, in einem weichen Blau, aber nicht mehr von der Sonne verdeckt.

Sie war längst verschwunden.

Es wurde noch stiller. Selbst der säuselnde Wind rührte sich nicht mehr. Kein kühlender Zug strich über mein Gesicht. Ich spürte, daß Baal in der Nähe war. Er kündigte seine Ankunft an.

Wo würde er herkommen?

Ich legte meine Hand auf den Schwertgriff. Wenn Baal kam und seinen Leichenvögeln befahl, mich zu vernichten, wollte ich hochspringen und das Schwert ziehen.

Dann sollte er Torkan kennenlernen.

Er schritt aus dem Felsen.

Direkt vor mir, so daß ich nicht den Kopf zu heben brauchte, erschien seine unheimliche Gestalt…

***

Das Boot hatte sich sehr stark zur Steuerbordseite geneigt, so daß Suko Kraft und Mühe aufwenden mußte, um überhaupt das Gleichgewicht zu halten.

Und er sah die beiden Spinnenbeine!

Ein furchtbares Bild, denn die Füße wirkten wie Lanzen, und Suko war klar, daß sie auch den harten Gummi des Bootes zerstören konnten.

Es blieb dem Inspektor keine Zeit mehr, mit der Dämonenpeitsche zuzuschlagen, er mußte nur eines tun.

Schießen!

Suko schnappte sich die Beretta. Über den Schädel der geduckten Claudia Darwood hinweg zielte er auf ein Auge der Spinne.

Volltreffer!

Die Spinne hatte die geweihte Silberkugel geschluckt. Sie war in ihr Zentrum gefahren, vernichtete dort die unselige Kreatur, die nach hinten überkippte und im Wasser versank.

Das Boot richtete sich wieder auf. Eine lange Dünungswelle rollte heran, stellte es auf den Kamm und hob auch die sich in der Auflösung befindliche Spinne noch einmal hoch.

Suko kniete im Boot. Er hielt sich an der Bordwand fest, schaute nach vorn und sah die Spinne, die von einer anderen Welle gepackt wurde, wobei die einzelnen Teile des Monstertieres abtrieben.

Eine weniger.

Das Schlauchboot rutschte wieder in ein Wellental. Auch Claudia

Darwood hatte ihren ersten Schrecken überwunden. Sie sah Sukos Hand vor sich, ergriff sie und ließ sich in eine sitzende Stellung hochziehen. Mit dem Rücken preßte sie sich gegen die Bordwand, während ihr Blick starr auf Suko gerichtet war.

Der Inspektor nickte ihr zu. »Keine Angst, wir haben eine geschafft, Mädchen.«

»Und die anderen?«

Suko verzog die Mundwinkel. »Ich werde mal nachschauen. Vielleicht kann ich noch welche von ihnen mit Kugeln erwischen.«

Er deutete zum Heck. »Übernehmen Sie wieder das Ruder.« Suko wollte das Boot auf keinen Fall führerlos auf dem Meer treiben lassen.

Er schaute nach. Das Glas brauchte er nicht mehr. Trotz aller Widerstände war es den Spinnen gelungen, den unmittelbaren Uferbereich und auch den der Brandung hinter sich zu lassen.

Sein Hals wurde trocken.

Es sah unheimlich aus, wie sich die Spinnen dem einsam fahrenden Boot näherten, ihre Beine hektisch bewegten und sich auf diese Art und Weise auf oder über Wasser hielten.

Wenn eine lange Welle sie in die Höhe hob und gewissermaßen über das Schlauchboot stellte, hatte Suko das Gefühl, als würden sie jeden Moment auf ihn und Claudia herabfallen.

Er schluckte. Die Trockenheit in seinem Hals wollte nicht weichen, und er stellte sich die Frage, ob er tatsächlich alles richtig gemacht hatte.

Wäre es unter Umständen nicht besser gewesen, sich der Spinnenbrut am Strand zu stellen?

Das war die große Frage. Am Ufer hätten sie Platz gehabt, um auszuweichen. Hier waren sie vom Meer umschlossen. Sie mußten sich einfach stellen.

Noch hatten die Spinnen sie nicht erreicht, auch wenn es manchmal bei den langen Wellen so aussah, als würden sie nur mehr wenige Meter trennen. Aber die Monstren kamen näher. Sie kämpfen ebenso gegen die Tücken der See an wie der Hilfsmotor des Schlauchboots. Und irgendwann, es ließ sich fast ausrechnen, würden die Spinnen es geschafft haben und das Boot entern.

Mit diesem Gedanken mußten sich die beiden allmählich vertraut machen, zudem hatte es ihnen eine Spinne bereits bewiesen.

Claudia schaute Suko ängstlich und fragend zugleich an. Sie brauchte die Worte nicht auszusprechen, der Chinese wußte auch so, was sie meinte.

»Ja«, sagte er, »sie sind noch in der Nähe, und ich habe mehr als drei gezählt.«

Claudia erschrak und preßte ihre Hände gegen den Hals.

»Ich will Ihnen nichts vormachen, Claudia, aber wir stecken in einer

ziemlich bescheidenen Lage.«

»Aus der Sie keinen Ausweg sehen?«

»Das weiß ich eben nicht.«

»Dann gibt es doch Hoffnung?«

»Möglich.« Suko schaute auf die Leuchtpistole.

Claudia bemerkte den Blick und fragte: »Wäre jetzt nicht die Möglichkeit, die Pistole einzusetzen?«

»Ja, sicher. Können Sie das Ruder noch halten?«

»Natürlich.«

Suko schaute, bevor er die Leuchtpistole an sich nahm, noch einmal über das Wasser. Was er sah, erschreckte ihn, denn die Spinnen hatten tatsächlich aufgeholt.

Keine Täuschung!

Tief atmete der Chinese durch. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn. Es war besser, wenn er nicht nachzählte, das kostete nur Zeit, und noch kamen sie voran.

Der Inspektor drehte sich so, daß vor ihm das weite graugrüne Meer lag. Es gab zwar keine Orientierungspunkte auf dieser wogenden Fläche, doch Suko glaubte daran, daß sie inzwischen ungefähr die Stelle erreicht hatten, wo er vom U-Boot abgesetzt worden war. Hier wollten die Kameraden der Marine kreisen.

Das Seerohr sah Suko nicht. Leer und wogend lag die weite Fläche vor ihm. Suko dachte daran, daß sich der Kapitän nicht gerade auf seine Seite gestellt hatte. Vielleicht war von ihm der Befehl gekommen, den Kurs zu wechseln und die Küste anzulaufen.

Nur wäre dies wirklich unverantwortlich gewesen.

Suko schaute sich die klobige Pistole an. Sie war geladen. Er streckte den rechten Arm schräg in die Höhe, stützte das Handgelenk ab, der Zeigefinger fand den Stecher und zog ihn zurück.

Es gab ein zischendes Geräusch, als die Patrone den Lauf verließ und in den Himmel stach.

Suko verfolgte die Patrone mit seinen Blicken. Sie jagte dem Himmel entgegen, zog einen Streifen hinter sich her, erreichte den höchsten Punkt der Parabel und zerplatzte.

Über der See schien eine Sonne zu explodieren und sich in zahlreiche Sterne oder nach unten fallende Kometen aufzulösen. Ein roter, langgezogener Pilz entstand, der wie ein Fallschirm aussah, dessen lange Ränder mit den Wellen Kontakt bekamen und dort verlöschten.

Die gefährlichen Monsterspinnen waren für beide vergessen. Gebannt schauten Suko und Claudia dem Feuerwerk nach, das allmählich verglühte, wobei sie hofften, daß es auch von den richtigen Leuten gesehen wurde. Noch während der Widerschein über die Oberfläche des Wassers flackerte, nahm Suko das Glas und schaute nach, ob das Seerohr irgendwo an die Oberfläche stach.

So sehr er sich auch anstrengte, er sah nur die weite Fläche des Meeres. Kein Zeichen der Hoffnung, auch nicht den Schatten eines auftauchenden Bootes.

Sie saßen fest.

Suko drehte sich wieder um. Er mußte sich zwingen, ein optimistisches Lächeln zu zeigen, doch Claudia schüttelte den Kopf.

»Sie brauchen mir nichts vorzumachen. Ich weiß Bescheid. Es hat nicht geklappt.«

»Noch nicht.«

Die Frau winkte ab. »Auch wenn wir eine zweite Leuchtkugel abschossen, würden wir nichts erreichen. Wenn das Boot unter Wasser ist, sehen wir es nicht.«

Suko preßte die linke Hand zur Faust. Claudia hatte recht, so verdammt recht.

Er konzentrierte sich wieder auf die Spinnen. Die Dünung trug sie näher heran. Sie befanden sich nicht mehr in einer Reihe, sondern wurden von den schwankenden Wellen auseinandergerissen und wieder zusammengebracht. Ein gläserner Berg schwemmte zwei Spinnen sehr nahe an das Schlauchboot heran, und Suko kniete sich hin.

»Halten Sie den Kurs!« rief er Claudia zu. Er selbst streckte die rechte Hand über Bord. Schußbereit hielt er die Beretta. Es war vielleicht gut, die Spinnen auf der Distanz schon abzuwehren, aber bei diesem Seegang war ein Zielen so gut wie unmöglich.

Das merkte der Inspektor schon sehr bald. Auf und nieder hüpften die Monsterwesen. Zu treffen waren sie leicht, aber nicht die Augen.

Der Chinese steckte die Waffe weg. »Es hat keinen Sinn«, kommentierte er zu Claudia gewandt. »Tut mir leid…«

Sie schwieg. Zum Glück behielt sie die Nerven und den Kurs, wahrend sich Suko auf die Spinnen konzentrierte.

Die erste war da.

Eine große Welle trug sie heran, und dicht vor dem knienden Inspektor stieg sie aus dem Wasser. Suko hatte sich nach hinten gebeugt und mit der Peitsche ausgeholt.

Er schlug zu.

Genau in diesem Augenblick erwischte das Boot vom Kiel her ein Schub. Der übertrug sich auch auf Suko, und der zuschlagende Inspektor bekam das Übergewicht. Er sah noch, wie die drei Riemen auf den weißen, nassen Körper der Riesenspinne klatschten, dann rollte er über den dicken Wulst der Bordwand und tauchte in das eiskalte Meerwasser.

Claudia Darwood schrie erschreckt auf. Sie sah Suko verschwinden und glaubte, daß alles vorbei war.

Allein mit den Spinnen.

Ihr Helfer versunken.
Gab es überhaupt noch Rettung?

***

Baal kam herbei!
Als Barbar war ich viel herumgekommen und hatte auch einiges über ihn gehört. Zumeist aus Erzählungen seiner blutrünstigen Diener, aber gesehen hatte ich ihn noch nie.
Dies geschah zum erstenmal!
Ich hatte mir keine Vorstellung von diesem Götzen gemacht und sah ihn auch jetzt nicht genau.
Er schien ein Schatten zu sein. Breit, groß und wuchtig. Etwas Helles leuchtete im oberen Teil des Schattens, so etwas wie ein Gesicht. Ich schaute genauer hin und erkannte, daß dieses Gesicht Ähnlichkeit mit dem Kopf eines Vogels aufwies. Es war eine weiße, sich bewegende Fläche, die nach unten hin auseinanderlief wie ein zerfasernder Bart.
Auch ich spürte das Fluidum, das dieser unheimliche Götze ausstrahlte und mich fast wie ein Hauch streifte. Er verließ den Felsen, in dem er gesteckt hatte und kam nähergeschwebt, als hinter ihm aus dem Gestein eine weißgelbe Feuerlohe hervorstach und mit ihrem heißen Atem nicht nur den Talkessel erfüllte, sondern auch mich.
Über meinen nackten Körper fuhr die Glut, die so heiß war, daß sie fast die Knochen zum Schmelzen brachte.
Baal kam aus der Hölle, und seine Leichenvögel lösten sich von ihren Plätzen, um ihn mit weit ausgebreiteten Schwingen zu umflattern.
Er hatte ein Opfer und wollte meinen Tod.
Dann vernahm ich seine Stimme. Sie klang wie ein böses Rauschen und hallte von den Wänden des Talkessels wider. »Ich habe das Feuer mitgebracht, damit es dir die Haut von den Knochen löst. Du wirst einen schrecklichen Tod sterben, und weil ich diese Worte so sage, wirst du erkennen, daß ich dich durchschaute. Du hast viele täuschen können, mich nicht, Torkan. Ich bin nicht zu täuschen, und deshalb wirst du auch hier dein Ende finden. In deinen Körper ist ein anderer Geist gefahren. Ich spüre, daß du nicht der Torkan bist, den ich kenne, aber ich weiß von meinem Diener Okastra, der in einer fernen Zeit wieder erschienen ist, daß der andere etwas hat, das mir gehört. Es ist der Dolch. Für den anderen wirst du sterben, Torkan! Das Feuer und die Leichenvögel werden sich an deinem Kadaver laben, du Hundesohn!«
Er lachte auf und senkte seine rechte Hand.
Im gleichen Augenblick hörte ich das Fauchen. Die Flammen wurden noch höher und heißer. Sie umhüllten den Altar des Todes wie ein Vorhang, und ich spürte diese mörderische Hitze, die meine Haut aufzulösen schien. Er wußte, daß ich ihn hatte täuschen wollen, ihm

war alles bekannt, deshalb brauchte ich mich nicht mehr tot zu stellen.

Mit einem gewaltigen Schwung kam ich in die Höhe. Aus meiner Kehle drang ein uriger Schrei, als ich vorstürzte und durch die lodernde Flammenwand sprang.

Torkan, der Barbar, wollte kämpfen!

***

Das Wasser war eisig.

Es raubte Suko nicht nur den Atem, er hatte auch das Gefühl, seine Brust wäre durch Eisenringe umklammert worden. Dennoch verlor er nicht die Übersicht.

Der Chinese ließ sich tiefer sacken, drehte sich im Wasser und tauchte unter das Schlauchboot. Er hatte die Augen weit aufgerissen, weil er unbedingt die Spinnen sehen wollte, wenn sie angriffen. Daß sie ihn nicht in Ruhe lassen würden, war klar, aber aufgegeben hatte der Chinese auch noch nicht.

Die Beretta hatte er weggesteckt. Die Peitsche jedoch behielt er in der Hand, wobei die drei Riemen von den Wellen erfaßt und auseinandergefächert wurden.

Suko schwamm unter dem Boot hinweg, um an der Backbordseite wieder aufzutauchen.

Kaum schoß sein Kopf aus dem Wasser, als er direkt vor sich die große Welle sah.

Sie war leicht durchsichtig und schien über Suko zusammenbrechen zu wollen wie ein einstürzendes Haus. Das geschah nicht. Statt dessen wurde Suko von der Welle gepackt, hochgehoben und weggeschwemmt.

Es war fatal, denn die Welle entfernte ihn gleichzeitig von dem Boot.

Suko schleuderte die Haare aus seiner Stirn, drehte den Kopf und dachte in diesem Moment nicht an die schwimmenden weißen Monsterspinnen, sondern an Claudia.

Er sah sie noch immer am Heck sitzen und krampfhaft das Ruder festhalten. Sie fuhr im Kreis.

Instinktiv hatte sie erkannt, daß sie sich nicht jetzt vom Schauplatz des Geschehens entfernen durfte.

Sie sah den Inspektor.

»Suko!« Ihr Schrei gellte dem Chinesen entgegen, der jedoch nicht antworten konnte, weil er kein Wasser schlucken wollte. Er hatte die Richtung erkannt, in die er schwimmen mußte. Suko wollte auf jeden Fall das Boot wieder entern.

Die nächste Welle kam.

Bevor sie Suko erfassen konnte, stieß er den Kopf noch weiter aus dem Wasser und schrie Claudia zu. »Halte das Boot im Kreis,

Mädchen. Nicht das Ruder loslassen!«

Claudia nickte nur. Ihr Gesicht war bleich wie eine frisch gekalkte Kellerwand. Ob sie Sukos Aufforderung genau verstanden hatte, konnte der Chinese nicht mehr sehen, denn die Welle, trieb ihn in die Höhe, und gleichzeitig brachte sie ihn näher an das Schlauchboot heran, denn Suko hatte sich gedankenschnell in eine andere Richtung gedreht und hatte auch das Glück des Tüchtigen.

Es war wie eine Schußfahrt, die ihn ins Wellental führte. Leider nicht ihn allein, denn plötzlich war auch eine Spinne da, und sie bewegte sich verdammt dicht in seiner Nähe.

»Sukooo…!«

Claudia schrie, wollte ihn damit warnen, als Suko gegen die Außenwand des Bootes geschleudert wurde.

Mit dem Gesicht zuerst prallte er davor. Es war alles zu schnell gegangen, und er hatte es nicht mehr schützen können. Deshalb ging der Schlag auch durch.

Bevor er wieder abgetrieben werden konnte, schnellte sein freier Arm aus dem Wasser, und mit der Hand klammerte er sich an der Bordwulst des Schlauchboots fest.

Claudia hatte erkannt, daß es Suko eigentlich unmöglich war, sich in dieser Lage länger zu halten. Auf Knien rutschte sie heran, um ihren Partner zu unterstützen. Mit beiden Händen umklammerte sie Sukos Gelenk, damit er nicht mehr abrutschte.

Die Monsterspinne sah ihre Chance!

Auch ihr Körper schnellte aus dem Wasser, während sich zwei andere Mutationen von der gegenüberliegenden Seite dem Boot näherten.

Mit zwei Beinen packte sie Suko.

Der Chinese spürte den Schmerz, als die kräftigen Enden der Beine wie harte Eisenstäbe in die Muskeln an seinen Hüften drückten und ihm die Luft aus den Lungen preßten.

Noch konnte er seine Arme bewegen. Da sich die Spinne in seinem Rücken befand, war es für ihn unmöglich, sie mit der Dämonenpeitsche zu erwischen.

Claudia Darwood mußte helfen!

»Die Peitsche!« keuchte Suko. »Verdammt, nimm die Peitsche!«

Zum Glück begriff die Frau. Sie hielt den Inspektor nur mehr mit einer Hand fest und zog ihm mit der anderen die Peitsche aus den Fingern.

Dann beugte sie sich an Suko vorbei. Ihr Gesicht verzerrt, der Wille zum Überleben und die Anstrengung standen darin wie festgeschrieben, als sie ausholte und zuschlug.

Dicht an Sukos Gesicht vorbei wischten die drei Riemen, wurden lang und fächerten gleichzeitig auseinander, bevor sie mit einem klatschenden Laut den weißen Spinnenkörper trafen.

Suko hörte auch das Brechen des Panzers, und wenig später ließ der Druck der beiden Beine nach. Der Inspektor rutschte aus der Klammer, versank aber nicht, weil er sich rechtzeitig genug festgehalten hatte.

Dennoch hing er wie ein pendelnder Gegenstand am Boot und im Wasser, während hinter ihm die Spinne von den Wellen erfaßt und abgetrieben wurde.

Jetzt half Claudia mit beiden Händen mit, um Suko in das Boot zu ziehen.

Sie kämpfte verzweifelt, strengte sich ungeheuer an, und Suko half ihr dabei.

Sein rechtes Bein schwang er zuerst aus dem Wasser und schleuderte es über den Wulst.

Die nächste Welle rollte herbei und trieb das mittlerweile steuerlose Boot wieder zur Seite.

Claudia hatte ihre Hände in Sukos Kleidung verhakt. Sie zerrte und riß, half, so gut es möglich war, mit und war erst beruhigt, als der Inspektor neben ihr auf die Planken fiel.

Das war noch einmal gut gegangen!

Zeit, um sich auszuruhen, hatte Suko nicht. Er nickte Claudia kurz zu und nahm die Peitsche sofort wieder an sich. Suko sah noch, wie die Reste der von ihm erledigten Monsterspinne von den Wellen weggeschwemmt wurden, und er verspürte eine innerliche Freude, die bald verging, als sich die nächsten beiden Spinnen von einer Welle direkt auf das Boot zutragen ließen.

Eine schaffte es nicht, sie glitt vorbei, wobei sie die Außenhaut noch streifte.

Die andere aber enterte das Boot.

Plötzlich war sie über den beiden. Riesengroß wuchs ihr Körper in die Höhe. Selbst Suko bekam eine Gänsehaut, als er die acht Beine sah, die wie Lanzen zustechen konnten.

Der Inspektor setzte alles auf eine Karte. Er unterlief die Beine der Spinne und stemmte sich gegen sie. Das mutierte Tier hatte bereits sein Maul geöffnet, um das Opfer zu verschlingen, so einfach wollte es der Chinese der Spinne nicht machen.

Er merkte, daß sie trotz der gewaltigen Körpergröße leicht war, und es gelang ihm, sie wieder ins Wasser zu drücken.

Diesmal gab Suko acht, daß er nicht fiel. Ein Wellenschlag trennte Boot und Spinne, aber beiden Menschen war klar, daß sie erneut angreifen würde.

»Das halten wir nicht durch!« keuchte Claudia. »Verflixt, das schaffen wir nicht.«

Suko erwiderte nichts. Er schaute zuerst zurück und konnte den Uferstreifen nur mehr als einen hellen grauen Strich erkennen. So weit waren sie schon abgetrieben worden.

Der Blick in die Gegenrichtung verlor sich in der unendlichen Ferne des graugrünen Wassers.

Eine wahre Wüste aus Wellen und Wogen, die an einer bestimmten Stelle in Bewegung geriet, und dies gar nicht mal so weit von dem Schlauchboot entfernt.

Suko hatte keine Zeit, sich darauf zu konzentrieren, die Spinnen waren wichtiger.

Sieben zählte er noch.

Sie schwammen verteilt, und sie schafften es immer wieder, die genaue Distanz zum Boot einzuhalten. Wen sie sich als Opfer ausgesucht hatten, den wollten sie auch nicht mehr aus ihren Klauen lassen.

Suko hatte sich hingekniet. Er starrte den Spinnen entgegen und preßte hervor: »Kommt doch, verdammt! Los, kommt näher, damit ich euch meine Peitsche zu schlucken gebe!«

Als hätten sie die Worte verstanden, so ließen sich zwei Spinnen von einer Woge näherspülen.

Suko wartete darauf, sie vernichten zu können, als er Claudias schrillen, freudigen Ruf vernahm.

»Da, Suko, da!«

Die Engländerin hockte im Boot, hatte den Arm ausgestreckt und zeigte an Suko vorbei.

Ungefähr dorthin, wo der Inspektor auch die heftigen Bewegungen der Wellen gesehen hatte.

Etwas Schwarzes, im ersten Augenblick Unheimliches, tauchte aus der weiten Wasserwüste an die Oberfläche.

Das U-Boot!

Zunächst erschien der flachere Bug, zusammen mit dem Turm, der wie eine stumpfe Zigarre wirkte, die zu lange im Wasser gelegen hatte.

Auch Suko war für einen Moment fasziniert. Da nahte die Rettung.

Mit ihr hatten sie kaum noch gerechnet.

Wellen erfaßten das Boot, schüttelte es durch, und sie vernahmen das Gurgeln und Schmatzen des Wassers, als das schwere U-Boot aus den Fluten auftauchte.

Turm und Oberdeck waren bereits frei von Wellen, und im Nu flog die Ausstiegsluke des Turms auf.

Männer in Kampfanzügen erschienen an Deck. Und diese Leute waren bewaffnet.

Suko erkannte auch den Ersten Offizier. Er hielt ein Megaphon in der Hand und brüllte den beiden durch die Flüstertüte zu, sich bereitzuhalten. Nichts, was Suko und Claudia lieber getan hätten.

Andere Mitglieder der Besatzung besaßen kleine Kanonen und feuerten sie ab. Es waren keine Kugeln, die auf das Schlauchboot zujagten, sondern an ihrem Ende beschwerte Taue mit Rettungsringen.

Es kam auf jede Sekunde an. Suko und Claudia mußten ungemein schnell sein, wenn sie den nach wie vor mordgierigen Spinnen entrinnen und sich im Bauch des U-Bootes in Sicherheit bringen wollten.

Zuerst das Mädchen.

Suko fing das Tau auf und streifte Claudia den Ring über, bevor er sie hochhob und über Bord schleuderte. »Halt die Luft an, Mädchen!« schrie er, dann verschwand Claudia Darwood in der eiskalten See.

Die Dämonenpeitsche war Suko nur hinderlich. Er ließ sie im Hosengürtel verschwinden, schnappte das Tau und streifte ebenfalls den Ring über.

Claudia wurde durch das Wasser gezogen. Sie half selbst durch Schwimmbewegungen mit.

Auf dem Deck des aufgetauchten U-Boots standen neben ihren Rettern auch noch andere Soldaten, die Maschinenpistolen schußbereit in den Händen hielten.

Die hohe Dünung tat dem U-Boot nichts. Das Schlauchboot aber begann zu schwanken. Suko hätte eigentlich schon über Bord springen müssen, doch er wollte sehen, ob die Frau es auch schaffte.

Ja, sie entwischte den Spinnen.

Abermals vernahm der Chinese die Stimme aus der Flüstertüte.

»Kommen Sie rüber, Mann!«

Suko hob den Arm. Damit gab er sein Einverständnis, kletterte auf den Wulst der Bordwand und sprang.

Wie auch schon Claudia Darwood, so wurde er jetzt von den Fluten geschluckt. Wieder einmal mußte sich Suko zunächst an die Eiseskälte des Wassers gewöhnen. Für einen Moment raubte ihm der Schock die Luft. Er verschwand innerhalb des flüssigen »Glases« und spürte den Ruck, mit dem er plötzlich weitergezogen wurde.

Wenig später durchstieß sein Kopf die Oberfläche. Suko schleuderte die nassen Haare aus der Stirn.

Die Männer auf Deck schossen.

Suko hörte das bekannte helle Knattern der MPi-Schüsse und drehte sich im Wasser liegend auf die Seite.

Er war nicht das Ziel der Schützen. Sie hatten es auf die weißen Monsterspinnen abgesehen.

Groß zu zielen brauchten sie nicht. Die Körper boten genügend Fläche. Die Garben hieben gegen die Panzer. Ihre Wucht stieß die Spinnen auch zurück oder brachte sie zumindest aus dem Konzept.

Geknackt werden konnte der Panzer von den Geschossen nicht.

Die Spinnen schwammen weiter.

Sie ließen sich von den Wellen tragen, bewegten hektisch die Beine und hatten noch längst nicht aufgegeben.

Suko entkam ihnen dennoch. Von Claudia Darwood sah er nichts.

Sie war bereits unter Deck gebracht worden, während hilfreiche Hände den Inspektor unterstützten.

Naß und schweratmend stützte er sich am Turm ab. Er nickte dem Ersten Offizier zu und bedankte sich für seine Rettung.

Der Mann winkte ab. »War ja ausgemacht!« Er schluckte und deutete auf die See. »Aber was ist das?«

»Spinnen, Sir.«

»So groß?«

»Ja leider.« Suko wollte noch etwas hinzufügen. Die Worte wurden ihm vom Knattern der Maschinenpistolen von den Lippen gerissen. Er schaute zu, wie die Kugeln gegen die Spinnenkörper hieben, ohne ihnen gefährlich werden zu können.

»Ich verstehe das nicht«, sagte der Erste.

Suko hob die Schultern. »Da wird wohl alle Mühe vergebens sein«, erklärte Suko.

»Wahrscheinlich müssen wir Torpedos nehmen«, sagte der Erste.

»Am besten wäre es, zu tauchen.«

»Und die Spinnen?«

Suko hob die Schultern. »Da wird mir schon etwas einfallen. Tauchen und kreisen, bevor die Spanier aufmerksam werden und es noch diplomatische Verwicklungen gibt. Nachdem vor kurzem zwei ihrer Schiffe von den Franzosen beschossen worden sind, reagieren sie allergisch, habe ich mir sagen lassen.«

»Das stimmt leider.«

Der Erste befahl seinen Männern, das Feuer einzustellen. Der Reihe nach verschwanden die Soldaten im Bauch des Boots, Suko und der Erste Offizier folgten ihnen.

Am Seerohr stand der Kapitän. Er nickte dem Chinesen kurz zu.

Eine Frage stellte er nicht.

Befehle geisterten durch das Schiff. Die Luken schlossen sich automatisch. Flutventile wurden geöffnet, das Boot bekam Ballast, wurde schwerer und verschwand allmählich in der Tiefe.

Jemand kam herbei und reichte Suko heißen Tee. Ein anderer brachte eine Decke, die sich der Inspektor dankbar über die Schulter legte. Der Tee war mit Rum veredelt worden. Suko hatte sich auf einem Notsitz niedergelassen und trank die Flüssigkeit in kleinen Schlucken.

Er merkte kaum, daß sie sanken. Im Bauch des Schiffes war immer alles gleich. Egal ob Tag oder Nacht, das merkten die Soldaten nicht.

Der Erste Offizier gesellte sich zu ihm.

»Ist Claudia Darwood in Sicherheit?« erkundigte sich der Inspektor.

»Ja, wir haben ihr auch andere Kleidung gebracht.«

»Das ist gut.«

»Der Kapitän will Sie sprechen, Suko.«

»Auch das noch.« Suko zog ein saures Gesicht. »Was will er denn?«
»Wahrscheinlich Fragen stellen.«
Suko trank seine Tasse leer, bevor er fragte: »Ist ein komischer Typ, euer Kapitän, oder?«
»Wie man’s nimmt. Er ist eben ein alter Haudegen.«
»Ich mag keine Militaristen, wissen Sie.«
»Ich auch nicht, Mister.«
Suko schaute den Offizier erstaunt an. »Wieso? Sie sind doch selbst beim Militär?«
»Ja, aber ich denke anders.«
Suko schlug dem Mann auf die Schulter. »Das ist schon ein Vorteil, mein Lieber, und jetzt lassen Sie uns sehen. Ich habe die Befürchtung, daß dieser Fall noch längst nicht abgeschlossen ist…«

***

Ich hätte mich in die heiße Flammenwand hineingeworfen, auch wenn das Risiko bestand, daß ich von dem Feuer erfaßt und verbrannt wurde.
Die Glut strich über meinen bloßen Körper. Ich spürte ihren Hauch, glaubte zu zerschmelzen und kam durch.
Auf den harten Boden prallte ich, ging in die Hocke, schnellte wieder hoch und zog mein Schwert.
In der Drehung schleuderte ich Baal bereits meine ersten Worte entgegen. »Baal! Stell dich zum Kampf. Hier ist Torkan, der Rächer. Ich bin gekommen, um abzurechnen. Deine Schergen haben es nicht geschafft, ich aber werde dich köpfen!«
Wütend hatte ich die Worte gesprochen. Ich reizte einen mächtigen Götzen, forderte ihn heraus, und wenn er die Forderung annahm, mußte er beweisen, wie stark er war. Dann würde er keine Gnade kennen und mich töten.
Der Altar wurde von den Flammen umlodert. Ich sah ihn selbst nicht mehr, und vernahm nur das Knacken und Brechen, wenn die Knochenteile unter der gewaltigen Hitze zersprangen, um danach allmählich dahinzuschmelzen.
Ein kurzer Rundblick hatte mir gezeigt, wo ich gelandet war. In einem ziemlich engen Talkessel, der von hohen Felswänden eingeschlossen war. Das Licht der Sonne drang nur spärlich hinein. Aus diesem Grunde wurde das Tal stets von einer gewissen Düsternis erfüllt, die sich nahe der Felsen in lange Schatten verwandelten.
Das Gestein selbst war rauh. Es sah auch düster aus, und auf den Vorsprüngen hoch über mir hockten die Leichenvögel.
Meine fünf Begleiter hatten sich zurückgezogen. Ich sah sie nicht, sondern hörte sie jammern. Ihre Stimmen flehten zu irgendeinem Götzen, wahrscheinlich Baal, denn sie hatten Angst, daß auch sie zu

den Opfern der Leichenvögel wurden.

Ich fürchtete mich nicht vor ihm, denn ich war Torkan, der Barbar, und hatte bisher jeden Gegner im offenen Kampf besiegt.

»Komm her, du Götze!« brüllte ich in die Richtung, wo ich Baal vermutete. »Ich will gegen dich kämpfen!«

Er kam nicht, aber ich hatte ihn herausgefordert. So etwas erwiderte er auf seine Art und Weise.

Er hatte Helfer.

Und er schickte sie.

Zunächst merkte ich es nicht. Erst als ich das Klatschen der Schwingen hörte, wußte ich Bescheid, daß sich die Leichenvögel von den Felsvorsprüngen gelöst hatten.

Da sie im gesamten Tal gelauert hatten, war es durchaus möglich, daß sie sich auch in meinem Rücken befanden.

Ich drehte mich.

Der erste Vogel schwebte über mir. Voller Wut schrie ich ihn an, obwohl ich Baal damit meinte. »Du verfluchter Götze, bist du feige, dich selbst zu stellen? Du schickst deine Diener, aber die werden dir auch nichts nutzen, weil ich sie mit meinem Schwert zerhacke!«

Baal gab keine Antwort. Und das machte mich wütend. Er schien mich nicht ernst zu nehmen, ebensowenig wie der Vogel, der in der Luft stand und auf mich starrte.

Seine Augen waren blick- und bewegungslos. Der Kopf schimmerte rötlich. Die beiden Schnabelhälften hatte er geöffnet. Ich drohte ihm mit dem Schwert, was ihn überhaupt nicht zu beeindrucken schien, denn mit einem träge wirkenden Schwingenschlag flog er weg.

Das irritierte mich.

»Sind jetzt auch deine verfluchten Leichenvögel zu feige?« brüllte ich in den Talkessel hinein.

»Sie werden dich noch früh genug zerreißen!« vernahm ich Baals Stimme. »Vergiß nicht, daß sie Aasfresser sind. Erst mußt du gestorben sein, dann kommen die Vögel.«

»Dann mach du es!«

Ich forderte ihn heraus, ich war wild, war zu allem entschlossen.

Man hatte mich durch eine Frau gedemütigt, die in Baals Diensten stand, dafür wollte ich mich rächen.

Mich hielt nichts mehr auf dem Fleck. Wenn Baal nicht von allein kommen wollte, mußte ich eben zu ihm. Das Schwert schlagbereit in der Hand, setzte ich mich in Bewegung. Ich hatte mir genau gemerkt, wo Baal aus dem Felsen getreten war. Diese Stelle war mein Ziel.

Geschmeidig setzte ich über aus dem Boden schauende schroffe Felskanten hinweg. Ich passierte auch den Altar, der noch immer vom Feuer umlodert wurde, das genau in dem Augenblick, als ich auf gleicher Höhe war, zusammensackte.

So rasch sie gekommen waren, so rasch verschwanden die Flammen auch wieder, und ich starrte auf die Platte.

Auf ihr lagen die Knochenreste, die vom Feuer zu einer breiigen Masse zusammengeschmolzen waren.

»So wird es dir auch ergehen, Torkan!« vernahm ich Baals donnernde Stimme. Den Götzen selbst sah ich nicht. Dafür spürte ich seine Nähe.

Ich wurde angegriffen.

Unter meinen Füßen vibrierte der Fels.

Ich dachte sofort an ein Erdbeben und sprang zur Seite. Doch der Boden öffnete sich nicht. Dafür stießen sich die Leichenvögel ab und schwebten hoch über meinem Kopf, wo sie ihre Kreise sehr dicht zogen, krächzende Laute ausstießen und darauf warteten, daß Baal mich stärker angriff.

Er tat es.

Ich hatte ihn herausgefordert, der Götze nahm die Herausforderung an.

Er kämpfte auf seine Art, und er bewies mir, wie mächtig er war und wie sehr er alles unter Kontrolle hielt.

Nicht nur der Boden vibrierte, mit den Felsen geschah das gleiche.

Genau vor mir lief ein Zittern über die Wand. Gewaltige Hände schienen gegen sie zu drücken und sie zu verschieben.

Es war ein unheimliches Bild, und mir wurde bewußt, daß ich gegen herabfallende Felsbrocken nichts unternehmen konnte.

Die Vorsprünge, auf denen die Leichenvögel gesessen hatten, brachen plötzlich ab.

Zunächst hörte ich das Knirschen, sah sie wanken und im nächsten Moment abbrechen.

Mit Donnergetöse stürzten sie in die Schlucht.

Baal nahm auch keine Rücksicht auf seine Diener. Bevor einer der großen Felsen zu Boden prallte, sah ich zwei von ihnen, wie sie voller Verzweiflung die Arme hochrissen, als könnten sie mit ihren eigenen Händen die Gesteinsbrocken aufhalten.

Das schafften sie nicht.

Die Massen knallten auf sie nieder, und sie wurden von den schweren Steinen zerdrückt.

Ihre Schreie wurden von dem Krachen und Poltern verschluckt.

Die Steine brachen auseinander, als sie zu Boden fielen, und die Trümmer spritzten nach allen Seiten weg.

Auch auf mich wirbelten sie zu. Ich rannte zurück, wurde trotzdem getroffen, bekam einen Schlag in den Rücken, wo die Haut riß und Blut hervorströmte, das sich mit dem Staub vermischte.

Ich brüllte fürchterlich. Es war der Haß auf Baal, der sich entladen mußte.

Trotz der Staubfahnen, die hochgeschleudert worden waren, konnte

ich erkennen, daß der Ausgang durch Gesteinsmassen versperrt worden war.

Mir blieb keine Fluchtchance mehr.

Die Leichenvögel flatterten dabei wie dämonische Wächter hoch über meinem Kopf. Sie wurden von den Gesteinsmassen verschont und schauten zu, wie weitere Felsvorsprünge abbrachen, sich einfach lösten und mit Gepolter in das enge Tal fielen.

Ich mußte weg.

Aber wohin?

Mir fiel ein, daß der Altar eine gewisse Sicherheit bot. Er stand in der Mitte des Talkessels und war bisher noch nicht von den Felsmassen berührt worden.

Meine Rettung?

Vorläufig vielleicht.

Ich jagte mit gewaltigen Sprüngen zu ihm, schnellte mich ab und sprang mit einem Satz auf die Platte, wo ich stehenblieb und mich drehte, denn ich wollte das Inferno um mich herum überblicken.

Wie Wasserfälle fiel das Gestein, knallte zu Boden, wurde zerschmettert, und die einzelnen Brocken fanden ihren Weg in alle Ecken und Winkel des Tals.

Auch Baals Diener verschonten sie nicht. Ich sah sie zusammenbrechen und sterben. Ihre schrillen Todesschreie gingen im Poltern der Felsmassen unter.

Es war das Inferno. Nur ich hatte bisher überlebt.

Breitbeinig stand ich auf der Altarplatte. Rechts neben mir lagen die geschmolzenen Reste der Knochen. Aus der Wunde auf meinem Rücken quoll das Blut, dennoch dachte ich nicht daran, aufzugeben.

Das tat ein Barbar nicht!

Laut rief ich nach Baal. Ich wollte ihn, nicht die verfluchten Felsen.

Er sollte sich stellen.

»Wo bist du?«

Durch das Krachen der Steine vernahm ich sein gellendes Gelächter.

Er spielte mit mir, und auch seine Leichenvögel wurden mutiger.

Über mir verdunkelte sich ein Ausschnitt des Tals. Verantwortlich dafür zeigten sich die gewaltigen Schwingen der Vögel, die sich in meiner unmittelbaren Nähe bewegten.

Zu nahe.

Ich schrie wieder auf, drehte mich dabei, und mein Arm mit dem Schwert schnellte noch höher, wobei ich eine Bewegung von links nach rechts durchzog.

Der erste Leichenvogel wurde erwischt. Die Spitze meiner Klinge schlitzte ihn der Länge nach an seinem Unterkörper auf. Aus der klaffenden Wunde rann eine dicke Flüssigkeit, ungefähr mit dem Blut eines Menschen zu vergleichen.

Ich konnte den Tropfen nicht ausweichen. Sie klatschten auf meinen Körper, wobei ich feststellte, daß diese Blutflüssigkeit heiß war und fast meine Haut verbrannte.

Aber ich machte weiter.

Der nächste Vogel flog herbei. Er kam von vorn, ich schaute gegen seinen häßlichen Schädel mit den widerlich starren Augen und sah das rotviolette Schimmern.

Mit beiden Händen hielt ich mein Schwert fest. Der Leichenvogel hatte die Schwingen weit ausgebreitet, so daß er mir vorkam wie ein fliegender Drache.

Zwischen seinen Flügeln glühte der rotviolette Schädel, und seine Augen waren bösartige Kugeln.

Ich ließ ihn kommen, und auch als er seinen Schnabel öffnete, tat ich noch nichts.

Im nächsten Augenblick schlug ich zu. Ich hörte das Pfeifen der Klinge und lachte bei diesem Geräusch auf.

Der Leichenvogel konnte nicht ausweichen. Mein kampferprobtes Schwert erwischte ihn so, wie ich es haben wollte. Der Schädel wurde ihm vom Rumpf getrennt.

Wie Stückwerk flog er zur Seite, doch der Vogel flatterte noch weiter und riß mich um.

Ich fiel auf den Rücken. In letzten Todeszuckungen bewegte er seine Schwingen, dann war es vorbei. Ich konnte mich abstemmen und seinen Kadaver zur Seite schleudern.

Wieder freie Bahn.

Zitternd stand ich da. Bedeckt mit dem klebrigen Blut der Vögel, das heiß auf meinem nackten Körper brannte.

Zu heiß, wie ich fand.

Ich wollte das Schwert wieder hochwuchten, aber ich stellte fest, daß meine Kräfte nachließen.

Meine Knie zitterten. Ich sah den nächsten Leichenvogel heranfliegen.

Ihn erwischte ich nicht mehr, weil es mir nicht gelang, mein Schwert in die Höhe zu stemmen.

Auch das Bein nicht. Der Fuß war mit dem Stein des Altars fest verwachsen.

Ich schaute rechts und links an meinen Schultern vorbei nach unten.

Überall befand sich das Blut. Es rann an den Armen entlang, über meine Brust, bedeckte die Beine und sorgte dafür, daß die Kraft aus meinem Körper gerissen wurde.

Ich wurde schwächer.

Und hörte Baals Stimme.

»Du warst so vermessen, Torkan, mich angreifen und töten zu wollen. Dafür mußt du nun bezahlen, das schwöre ich dir. Du wirst einen Tod

erleben, wie ihn kaum einer vor dir hinter sich gebracht hat. Ich persönlich werde dich zerschmettern und deinen Geist in die dunklen Reiche des Grauens schleudern. Das hast du dir selbst zuzuschreiben, Torkan. Du warst lange genug mein Gegner. Ich hatte dich schon getötet, doch ein anderer ist in dich gefahren. Ein Mensch aus der Zukunft, den ich auch noch bekommen werde, dafür hat mein Diener Okastra gesorgt.«

Ich hörte die Worte, die zu einem dumpfen Brausen wurden und in meinem Kopf ein Schwindelgefühl verursachten. Dabei gelang es mir nicht mehr, mich auf den Beinen zu halten.

Die Knie wurden weich, gaben nach, die Platte des Altars kam rasend schnell auf mich zu und wurde zu meinem Sterbebett.

Schwer fiel ich auf sie.

Dabei merkte ich nicht einmal, wie sich meine rechte Faust öffnete und mir durch diese Bewegung das Schwert aus der Hand glitt. Jetzt war ich waffenlos.

Dieses Tal war zu einer Todesfalle für mich geworden. Ich hatte mich überschätzt und einen mächtigen Dämon herausgefordert, der stärker war als ein Barbar.

Schwerfällig wälzte ich mich auf den Rücken. Ich wollte wenigstens noch einmal den Himmel sehen, unter dem ich gelebt hatte.

Der Blick wurde mir gestattet.

Staubschleier vernebelten ihn, und aus dem Staub schob sich plötzlich ein Gesicht hervor.

Es war Baal!

Er stand vor dem Altar. In seiner rechten Hand sah ich einen seltsamen Gegenstand. Könige besaßen es oft. Man hatte dafür den Namen Zepter geprägt.

»Damit werde ich dich töten«, versprach er, senkte das seltsame Zepter auf meine Brust zu, ich spürte die Berührung, brüllte, denn im selben Moment entflammte der alles verzehrende und kaum zu beschreibende Todesschmerz…

ENDE des dritten Teils

[1]Siehe John Sinclair Nr. 298 »Der Dämonenpakt«